Die Frau in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der hohen Philosophischen Fakultät der

Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg

vorgelegt von

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Rudolf Schmidt

aus Hamburg.

Straßburg.

Buchdruckerei M. DuMont Schauberg.

1917.

Genehmigt von der Fakultät am 1. August 1916.

Meiner Frau

in Liebe und Dankbarkeit.

Inhalt.

Seite

Quellen und Literatur 5

Vorrede 9

I. Kapitel. **Die weibliche Jugend** 14

Das Kind. Kinderszenen im Drama. Geburt. Erste Lebensjahre. Spiel. Wertschätzung der Kinder. Schule und häuslicher Unterricht. Einfluß der Mutter. Erziehungsgrundsätze. Vorbereitung für den Beruf der Hausfrau. Moralische Ausbildung. Vervollkommnung der Erziehung im fremden Hause. Uneheliche Kinder. Mangelhafte Erziehung. Ausnützung der Kinder. Das junge Mädchen. Gesellschaftliche Stellung. Schätzung der Jungfräulichkeit. Mahnungen, die Ehre zu schützen. Tiefstand der sittlichen Moral. Vergnügen. Tanz und Spiel. Freiheit der Sitten. Rockenstuben. Sittliche Verkommenheit. Rat zum Heiraten.

II. Kapitel. **Liebe und Ehe** 43

Schönheitsideal. Betonung des Werts guter Charaktereigenschaften. Reine Liebe. Schilderungen des Entstehens und der Wirkung der Liebe. Zeugnisse keuscher Neigung in den Memoirenwerken. Ehe. Albrecht v. Eyb. Luther. Flugschriften, Ehespiegel, Fischart, Biblisches Drama, Sachs. Die übrige Literatur. Auffassung der Ehe bei katholischen Schriftstellern. Gegensatz zu der reinen Anschauung über die Ehe: die Frau nur als Geschlechtswesen geschätzt. Pessimistische Auffassung der Ehe. Prügelszenen. Versuch, eine Verbindung zu schaffen, zwischen der hohen, sittlichen und der pessimistischen Auffassung der Ehe.

III. Kapitel. **Verlobung und Hochzeit** 92

Alter bei der Verheiratung. Eheverträge. Einfluß der Eltern bei der Eheschließung. Verlobung. Mitgift. Hochzeitsgebräuche. Schilderungen der Brautnacht.

Seite

IV. Kapitel. **Die Frau** 105
Das Ideal der guten und der Typus der bösen Frau. Charakteristik der guten und der bösen Frau. Die Frau in den Autobiographien.

V. Kapitel. **Die Mutter** 112
Stellung der Mutter. Rücksichtnahme während der Schwangerschaft. 3. Typen: die gute, die das Kind durch törichte Nachricht verderbende und die böse Mutter. Das übel-wîp-Motiv. Schwiegermutter. Stiefmutter.

VI. Kapitel. **Die Witwe** 122
Charakteristik der drei Typen: die über das Grab des Gatten hinaus treue Witwe. Das übel-wîp-Motiv auch hier. Die arme Witwe. Wirtschaftliche und rechtliche Lage. Wiederverheiratung.

VII. Kapitel. **Die weiblichen Dienstboten** 128
Art der Tätigkeit. Soziale Lage. Charakter der guten und bösen Magd.

VIII. Kapitel. **Dirnen** 133
Veranlassungen zum Fall eines Mädchens. Charakter. Stellung der Gesellschaft zu den Dirnen. Kupplerinnen.

IX. Kapitel. **Pfaffenkellnerinnen** 141
Charakter, übel-wîp-Motiv. Verhältnis zum Pfaffen. Stellung der katholischen Kirche zu den Pfaffenkellnerinnen. Die aus dem Verhältnis hervorgehenden Kinder.

X. Kapitel. **Nonnen** 145
Veranlassung zum Eintritt ins Kloster. Wirkung des Klosterlebens auf das Mädchen. Beeinflussung des Charakters durch die Klostererziehung. Die Nonne eine Variierung des übel-wîp-Motivs. Beispiele guter Klöster.

Quellen und Literatur.

Agricola, Sprichwörter, hrsg. von Fr. Latendorf, Schwerin 1862.
Alberus, Fabeln von 1550, B. N. 104—107, 1892.
Ackermann, Dramen, B. d. L. V. 170, 1884.
F. Baechtold, Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts, 3 Bände, Zürich 1890, 1891, 1893.
— Band I: Der reiche Mann und der arme Lazarus.
— — Kolroß, Fünferlei Betrachtnisse die den Menschen zur Buße reizen.
— — Bullinger, Lucretia und Brutus.
— — G. Binder, Acolastus.
— — Osterspiel von Muri.
— Band II: Sixt Birck, Susanna.
— — Boltz, der Weltspiegel.
— Band III: Urner Spiel von Wilhelm Tell.
— — Ruf, das neue Tellenspiel.
— — Ruf, Von des Herren Weingarten.
Berlichingen, Lebensbeschreibung, Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur, hrsg. von Leitzmann, Halle 1916.
Burkard Waldis, Der verlorene Sohn, B. N. 30, 1881.
— Streitgedichte gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, B N 49, 1883.
— Esopus, hrsg. von H. Kurz, 2 Bände, Leipzig 1862.
Claws Bur, hrsg. von A. Hoefer, Denkmäler nd. Sprache und Literatur, Greifswald 1850.
Cochlaeus, Ein heimlich Gespräch von der Tragedia Joh. Hussen, B. N. 174, 1900.
Dedekind, Grobianus, verdeutscht von Kaspar Scheidt, B. N. 34—35, 1882.
Englische Komödianten in Deutschland, Goedeke-Tittmann, XIII, Leipzig 1880.
Faust, Volksbuch vom Doctor Faust, hrsg. von Petsch, B. N. 7—8a, 1911.
Ferdinand II. von Tirol, Speculum vitae humanae, hrsg. von Minor, B. N. 79—80, 1889.
Fischart, Aller Praktik Großmutter, B. N. 2, 1876.
— Flöhhaz, B. N. 5, 1877.
— Anweisung zum Jsmenius, D. N. L. 18, 1, S. 377 f.
— Geschichtsklitterung (Gargantua) B. N. 67—71, 1891.
— Das glückhafte Schiff von Zürich, B. N. 182, 1901.
— Podagrammisch Trostbüchlein, Werke hrsg. v. H. Kurz, Leipzig 1867, III, S. 209 f.

Fischart, Philosophisches Ehezuchtbüchlein, ebenda III, S. 247 f.
— Anmahnung zu christlicher Kinderzucht, Auswahl der Werke, D. N. L. 18, 1, S. 403 f.
Franck, Sprichwörtersammlung, hrsg. von F. Latendorf, Poesneck 1876.
Frey, Gartengesellschaft, B. d. L. V. 209, 1896.
Frischlin, Nicodemus, Deutsche Dichtungen, hrsg. von F. Strauß, Stuttgart 1857.
Gengenbach, Werke, hrsg. von K. Goedeke, Hannover 1856.
Goedeke und Tittmann, Deutsche Schauspiele des 16. Jahrhunderts, Band II und III der Sammlung G. & T., Leipzig 1868.
— Band II: Rebhun, Susanna.
— — Kulmann, Spiel von der Witfrau.
— — Funkelin, Strytt Veneris und Paladis.
— Band III: Krüger, Von dem Anfang und Ende der Welt.
— — Ayrer, Spiegel weiblicher Zucht und Ehre. Comedia von der schönen Sidea.
Günzburg, Ausgewählte Schriffen, 3 Bände, B. N. 139—141, 1896; 171—172, 1900; 183—188, 1902.
Hayneccius, Hand Pfriem oder Meister Kecks, B. N. 36, 1882.
Heinrich Julius von Braunschweig, Schauspiele, Goedeke-Tittmann XIV, Leipzig 1880.
Hutten, Gesprächbüchlein, Werke hrsg. von Ed. Böcking, Leipzig 1859 f., Bd. 4, S. 27 f.
Kirchhof, Wendunmuth I, B. d. L. V. 95, 1869.
Krüger, Hans Clawerts Werckliche Historien, B. N. 33, 1882.
Lindener, Rastbüchlein und Katzipori, B. d. L. V. 163, 1883.
Luther, Werke, Kritische Gesamtausgabe, Weimar, seit 1883.
— Sprichwörtersammlung, hrsg. von E. Thiele, Weimar 1900.
— und Emser, Streitschriften, 2 Bände, B. N. 83—84, 1890; 96—98, 1891.
— Aus dem Kampf der Schwärmer gegen Luther, B. N. 118, 1893.
Manuel Niclas, Werke, hrsg. v. J Baechtold, Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, Frauenfelde, 1878.
Manuel, Hans Rudolf, Das Weinspiel, B. N. 101—102, 1892.
Montanus, Schwankbücher, B. d. L. V. 217, 1899.
Murner, Schelmenzunft, B. N. 85, 1890.
— Narrenbeschwörung, B. N. 119—124, 1893.
— Die Mühle von Schwindelsheim, hrsg. von Albrecht, Strassburger Studien 2, 1884.
— Die Gäuchmatt, hrsg. v. W. Uhl, Leipzig, 1896.
— An den großmächtigsten und durchläuchtigsten Adel deutscher Nation, B. N. 153, 1899.
— Vom großen Lutherischen Narren, hrsg. v. H. Kurz, Zürich, 1848.
Musculus, Vom Hosenteufel, B. N. 125, 1894.

Pauli, Schimpf und Ernst, B. d. L. V. 85, 1866.
Platter, Thomas uns Felix, hrsg. von H. Boos, Leipzig, 1878.
Probst, Dramatische Werke, B. N. 101—102, 1892.
Rebhun, Dramen B. d. L. V. 49, 1859.
Rollenhagen, Froschmeuseler. hrsg. v. K. Goedeke, Leipzig 1876. Goedeke-Tittmann VIII.
Rotmann, Restitution rechter und gesunder christlicher Lehre, eine Wiedertäuferschrift, B. N. 77—78, 1888.
Rueff, Etter Heini uss dem Schwizerland, hrsg. v. H. M. Kottinger, Quedlinburg und Leipzig 1847.
Sachs, Sämtliche Fastnachtspiele von Goetze, B. N. 26–27, 1881; 31 bis 32, 1881; 39—40, 1883; 42—43, 1883; 51–52, 1884; 60—61, 1886; 63–64, 1887.
— Sämtliche Fabeln und Schwänke von Goetze, 110—117, 1893; 126–134, 1894; 164–169, 1900; 193–199, 1903; 207—211, 1904.
— Werke, Gesamtausgabe von Keller und Goetze, B. d. L. V., 1870 bis 1902, 25 Bde.
Salat, Werke, hrsg. v. Baechtold, Basel, 1876.
Sastrow, Selbstbiographie, hrsg. v. Mohnicke, 3 Bde., Greifswald, 1824.
Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, 3 Bde., Hannover, 1863.
Schärtlin von Burtenbach, Lebensbeschreibung, hrsg. v. C. S. v. Holzschuher, I. Band, Frankfurt und Leipzig, 1777. II. Band, Nürnberg, 1782.
Schießsprüche, s. Text.
Schumann, Nachtbüchlein, B. d. L. V. 197, 1893.
Schweinichen, Denkwürdigkeiten, hrsg. v. H. Osterley, Breslau, 1878.
Schwarzenberg, Das Büchlein vom Zutrinken, B. N. 174, 1900.
— Trostbruch um abgestorbene Freunde, B. N. 215, 1907.
Spangenberg, Ausgewählte Dichtungen, Elsässische Literaturdenkmäler IV, Straßburg, 1887.
Sterzinger, Spiele, hrsg. v. O. Zwingerle, Wiener Neudrucke 9 und 11, Wien, 1886.
Till Eulenspiegel, Faksimileausgabe von E. Schröder, 1911.
Thyms Gedicht Thedel von Wallmoden, B. N. 72, 1888.
Urner Spiel von Wilhelm Tell, hrsg. v. W. Vischer, Basel, 1874.
Wickram, Werke hrsg. v. J. Bolte und W. Scheel, B. d. L. V. (mit Ausnahme des Rollwagenbuchs).
— Das Narrengiessen 232, 1903.
— Der treue Eckart, 232, 1903.
— Losbuch, 230, 1903.
— Der verlorene Sohn, 232, 1903.
— Galmy, 222, 1901.

Wickram, Weiberlist, 232, 1903.
— Knabenspiegel, 236, 1905.
— Tobias, 236, 1905.
— Gabrietto, 222, 1901.
— Rollwagenbuch, hrsg. v. H. Kurz, Leipzig, 1865.
— Der irr reitend Pilger, 230, 1903.
— Von guten und bösen Nachbarn, 223, 1901.
— Der Goldfaden, 223, 1901.
Wolkan, Böhmens Anteil an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts, I. Teil, Prag, 1890.
Zimmerische Chronik, B. d. L. V., 91—94, 1869.

Allgemeines.

A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2 Bde., II. Aufl., Leipzig, 1889.
— Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, Wien, 1892.
K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 3. Aufl., Wien, 1897.

Abkürzungen: B. d. L. V. = Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart.
B. N. = Neudruck deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, hrsg. v. W. Braune.
D. N. L. = Kürschners deutsche Nationalliteratur.
Goedeke-Tittmann = deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, hrsg. v. Goedeke und Tittmann.

Im Text sind die Werke, deren Titel nicht vollständig angegeben sind, durch die hinzugefügte Klammer bezeichnet. Einzelliteratur ist in den betreffenden Abschnitten besonders angeführt.

Vorrede.

Die Literatur des 16. Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch das religiöse und durch das volkstümliche Element. Die didaktischen Werke überwiegen weitaus. Vers und Prosa werden in den Dienst der lutherischen Lehre gestellt. Anstelle der nur zotenhaften und gemeinen Fastnachtspiele treten durch Reform in Ton und Inhalt moralisierende Spiele; die geistigen Dramen wie die Fabeln popularisieren die neuen Ideen, und selbst die Verfasser der an lasziver und cynischer Erotik so überreichen Schwanksammlungen wollen mit wenig Ausnahmen Lebensweisheit lehren. Die Prosaromane stellen den Wert menschlicher Tugenden und sozialer Einrichtungen ins Licht; Satiren und Pasquille decken die Schäden der Zeit auf und fordern ihre Beseitigung. Die Lebenserinnerungen endlich erzählen mit Chronistentreue die Geschehnisse der Stadt und der Familie. Überall tritt das ästhetische Interesse zurück, und nur wenige Beispiele, hauptsächlich in der Kunstpoesie, beweisen, daß der streitbare Geist dieser rauhen Zeit den Grundsatz l'art pour l'art nicht völlig zunichte gemacht hat.

Diese Arbeit nun hat sich die Aufgabe gestellt, das Bild der Frau, wie es die Literatur des 16. Jahrhunderts spiegelt, zu entwerfen. Es war natürlich nicht möglich, alles heranzuziehen, was aus dieser Zeit an literarischen Erzeugnissen erhalten geblieben ist. Ich mußte mich auf eine Reihe von charakteristischen Werken der verschiedenen Zweige der Literatur beschränken und habe versucht, an der Hand der benutzten Quellen den Charakter und die Stellung der Frau im Jahrhundert der Reformation zu zeichnen. Es kam mir darauf an, nachdem Brietzmann die Verarbeitung des übel-

wîp-Motivs vom Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert verfolgt und Gattermann die Rolle der Frau im Fastnachtspiel untersucht hatte, eine möglichst geschlossene Gesamtdarstellung der Frau zu geben.

Betrachten wir das Gesamtbild der Frau, wie es uns aus der Literatur des 16. Jahrhunderts entgegentritt, so drängt sich die Notwendigkeit auf, im Zusammenhang zu untersuchen, wieweit dieses Bild der Wirklichkeit entspricht.

Ich habe mich bemüht, neben den Darstellungen des Charakters der Frau, die die Schriftsteller bieten, die Stellungnahme der Verfasser zu den Problemen, die die Frau berühren, herauszuarbeiten, um dadurch die herrschende Sinnesweise der Zeit vor Augen zu führen. Ich habe dabei den Rat, den Fischart dem Leser seines „Gargantua“ gibt, für das gesamte Quellenmaterial befolgt (S. 22f.): „Es wil sich auch gebûren, das man dem inhalt grûndlich nachsinne, so wird sich befinden, dass die Specerey darinnen von mehrerem vnnd hôherem werd ist, als die bûchsse von aussen anzeyget und verheisset. — Und auff den fall gesetzt, das jr auss zu vil miltem verstand, etwas lustiges, so sich zum Namen schicket, darinnen antreffen, muss man darumb nicht an demselben allein kleben und schweben, harren und verstarren, ... sonder das jenig, so auss zu vil leicht freymutigkeit gered scheinet, auff ein hohersinnige ausslegung zihen . . . . Erprecht das beyn fleissig durch genaw sorgfeltiges lesen, und stetem unauffhôrlichem nachsinnen, und sauget darauss dz substantialisch wesentlich Marck“.

Und um dies Mark richtig werten zu können, müssen wir den Charakter der Literatur des 16. Jahrhunderts in Betracht ziehen, von dem ich oben gesprochen habe. Wir müssen wissen, daß diese Literatur volkstümlich ist, daß sie lehrhaft ist, daß im Hintergrund der große Kirchenkampf steht.

Der volkstümliche Zug bringt es mit sich, daß Sitten und Gebräuche getreu nach dem Leben geschildert werden. Aber auch für die Bestimmung des Wesens der gezeichneten Menschen ist dieses Charakteristikum von entscheidender

Wichtigkeit. Halten wir uns die Geschichte der Fastnachtspiele vor Augen. Denken wir daran, daß sie im Volke entstanden sind, daß sie von einfachen Leuten für ihresgleichen vorgetragen wurden, so wird es ohne weiteres klar, daß diese Spiele in weitgehendstem Maße Sitte und Anschauung der Zeit spiegeln. Die Schwankbücher sind zwar nicht nur Sammlungen von im Volksmund lebendigen Geschichten. Es sind viele darunter, deren literarische Quelle sofort nachzuweisen ist. Und doch spiegeln auch diese die Zeit mit derselben Wahrhaftigkeit; denn sie alle muten an, als seien sie dem Volksleben unmittelbar entnommen. Es lag natürlich außerhalb meiner Aufgabe, genaue Quellennachweise zu jedem verarbeiteten Beleg beizubringen. Wo ich typische, häufig wiederkehrende Züge fand, habe ich versucht, ihren Ursprung nachzuweisen. Ebenso habe ich bei speziellen Erzählungen, um den Eindruck zu vermeiden, es handle sich um tatsächliche Vorkommnisse, die literarische Quelle angegeben — oder aber, wo dies mutmaßlich der Fall ist, den volkstümlichen Ursprung angedeutet. Ich habe mehrfach neben eine Anekdote aus diesem Zweige der Literatur, die nicht der mündlichen Überlieferung entsprossen ist, sondern auf literarischer Tradition beruht, eine Erzählung aus einer der Autobiographien gestellt. Letzteren möchte ich für die hier in Betracht kommende Beziehung historische Treue zuerkennen. Vergleichen wir damit nun den Wert eines solchen Schwanks! Wir müssen folgern: Wenn auch die in dem Schwank geschilderte Begebenheit nicht so wirklich geschehen ist, so ist doch der Geist, der in diesem Schwank lebt, derselbe, der der unbedingt wahren Geschichte eigen ist.

Dieser Geist der Zeit lebt im Fastnachtspiel, in den Schwänken, er äußert sich auch besonders klar in den Satiren und Pasquillen, in den vielen religiösen Flugschriften, mit denen das Land im 16. Jahrhundert überschwemmt wurde.

„Was die Massen damals alles bewegte, wie man sie für und wider anspornte, wie sie über das Ganze der Bewegung, über einzelne Erscheinungen . . . . dachten, ihre religiösen,

nationalen und sozialen Wünsche in all ihrer Mannigfaltigkeit, darüber erhalten wir die beste Auskunft in den Flugschriften.“[1])

Neben dem volkstümlichen Zug aber muß bei einer Untersuchung der Darstellung der Frau die Absicht der Verfasser in Rechnung gezogen werden, durch ihre Werke zu erziehen, und wir müssen, um das wirkliche Bild der Frau des 16. Jahrhunderts, mit Fischart gesprochen, „herauszudestillieren“, fragen, welche pädagogischen Mittel die Schriftsteller heranzogen, um den didaktischen Zweck zu erreichen. Es sind zwei Richtungen zu unterscheiden. Die einen zeichnen das Ideal der Frau, um ihrem Publikum zu sagen: seht, so muß das Weib sein, um Glück und Freude bringen zu können. Die anderen, und sie sind in der Überzahl, gehen den entgegengesetzten Weg. Sie formen eine Karikatur. Sie verarbeiten das seit dem Mittelalter beliebte übel-wîp-Motiv und differenzieren es in virtuoser Weise. Immer mehr schlechte Eigenschaften werden dem bösen Weibe beigelegt, immer aufs neue variiert werden die Missetaten geschildert. Oft versucht es ein Schriftsteller auch, durch beide Mittel zu wirken, durch das gute Beispiel anfeuernd, durch das böse abschreckend.

Ich habe von den guten Eigenschaften gesprochen und habe auch die abstoßende Seite des Bildes zur Darstellung zu bringen gesucht. Dabei ließ es sich, trotzdem ich die gröbsten Zeugnisse der grobianischen Literatur nur unter Angabe der Belegstelle verarbeitet habe, nicht vermeiden, auch Derbes und Zotenhaftes zu bringen; denn das ganze Bild kann nur lebendig werden, wenn auch diese den modernen Geschmack verletzenden Äußerungen der Zeit Berücksichtigung finden. Dem gegenüber habe ich aber besondere Beachtung denjenigen Zeugnissen geschenkt, die den Beweis liefern, daß auch in dieser allgemein als frauenfeindlich angesehenen Epoche der Sinn für das Hohe und Heilige im Weibe nicht verloren ist. Darum habe ich Probleme wie die Wertung

[1]) Schade, Satiren und Pasquille, Einleitung.

der Jungfräulichkeit und die Verherrlichung reiner Liebe, die Mahnungen, die Würde der Frau und ihre Ehre zu achten, besonders betont.

Vergessen wir endlich auch nicht, was die Lebenserinnerungen, die Schießsprüche und jene andere Geschichten, die historische Dokumente darstellen, lehren! Ich habe sie, wo ich sie nicht gleich neben den andern Quellen verwandt habe, gewissermaßen als Werkzeuge der Kontrolle an den Schluß der betreffenden Abschnitte gesetzt.

Betrachten wir hiernach das Gesamtbild der Frau! Wir müssen Licht und Schatten verteilen, weder das eine noch das andere Extrem als historische Wahrheit ansehen. Es hat gute und schlechte Frauen gegeben im 16. Jahrhundert wie zu allen anderen Zeiten. Das Ideal, das die Quellen schildern, hat nicht bestanden; aber auch das Zerrbild der Karikatur der bösen Frau ist nicht lebenswahr. Wohl ist der moralische Tiefstand der Zeit außerordentlich groß, aber darüber dürfen die Zeugnisse, die beweisen, daß man sich der Würde der Frau bewußt ist, nicht hintangestellt werden; nebeneinander stehen das verkommene Mädchen und die holde Jungfrau, die böse Frau und das reine Weib. So offenbart sich auch in diesem einzelnen Problem, was Ranke,[1]) die Literatur des 16. Jahrhunderts überschauend, sagt: „Es lebte noch ungeirrt der alte in seinem Grunde schaffende ewig hervorbringende Geist der Nation.“

1) Ranke, Sämtliche Werke, 2. Gesamtausgabe, 7. Band, Leipzig 1884, S. 29.

I. Kapitel.

Die weibliche Jugend.

Selten und dann meist noch oberflächlich zeichnen die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts die Kinder. So hören wir auch von Mädchen in den ersten Lebensjahren sehr wenig. Nur im Drama finden wir eine Reihe von Kinderszenen, ausgehend von der Bearbeitung des Susannenstoffs von Sixt Birk. Dieser stellt als erster seine Heldin im Kreise ihrer Familie dar und läßt neben ihrem Manne ihre jungen Geschwister und ihre Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, auftreten. Die Kleinen hängen voll Liebe an ihren Eltern. Sie wollen sich nicht von der Mutter trennen lassen und während Susanna nach zärtlichem Abschied zum Gericht geht, versucht die Großmutter, die kleinen Herzen zu beruhigen.

Es werden wohl verschiedene Gründe sein, welche die Dramatiker des 16. Jahrhunderts bewogen haben, diese Kinderszenen zu übernehmen. Einmal gefiel dem Publikum das naive Kindergeplauder; zum andern wirkten diese Auftritte in dramatischer Hinsicht: Die tragische Wirkung wurde erhöht, indem der Verderbtheit der Richter die Reinheit der unschuldigen Kinder gegenübergestellt wurde; endlich bot die Einflechtung dieser Szenen die Möglichkeit, das Glück einer guten Ehe recht anschaulich ins Licht zu rücken.

Schon Paul Rebhun nimmt in seiner „Susanna“ das Motiv auf, und zwar verwendet er noch größere Sorgfalt auf die Ausgestaltung. Er bemüht sich, die kindliche Sprache zum Ausdruck zu bringen. So bittet die kleine Jahel den abreisenden Vater:

I. Akt 252. bingt was, das gulden ist und fein.

Als ihr Bruder der Mutter ganz bekümmert von dem Fluchen der Dienstboten erzählt und Susanna ihn vor der Sünde warnt, fragt Jahel:

II. Akt 211. Lieb mute, wed ich auch in himmel tummen?

Creizenach[1]) weist darauf hin, daß der dankbare Effekt allmählich zur Manier wird; doch gelingt es noch Herzog Julius von Braunschweig, den Abschied der Susanna von ihren Kindern lebensvoll und frisch darzustellen.

„Wo will ich nun eine Mutter wieder bekommen?“

So fragt das Töchterchen und bettelt immer wieder um einen Kuß.

Auch Wickram hat in ein biblisches Drama eine gut beobachtete Kinderszene eingefügt: den Abschied des alten Tobias von seinen Enkeln (Tobias 10 Akt 1, 2. Szene). Entsprechend dem Alter der Kinder ist die Wirkung der Nachricht vom herannahenden Tode des Großvaters verschieden. Die jüngeren fragen sich bekümmert, wer sie jetzt wohl verwöhnen werde:

5016. O liebs drauts güldins můterlin,
Soll mein Grossvater nymmer leben,
Wer will mir dann mehr weissbrodt geben?

Andre erinnern sich der guten Lehren, die sie von ihrem Großvater empfangen haben:

5034. Wie hast du mich so lieb gehan!
Dann wenn ich je zů dir thet gohn,
Trůg ich ein schöne ler davon!

Die ältesten dagegen wollen sich mit dem Tode des Alten abfinden und Gott danken, daß sie so lange des Glücks seines Besitzes teilhaftig sein durften:

5052. Lasst uns dem Herren danckbar sein,
Das er dem Grossvatter hat geben
In ehren so ein langes leben!

Das dürfen wir wohl kaum als Ausdrucksweise eines Kindes gelten lassen!

Von den besprochenen Beispielen zu trennen sind Szenen, in denen auch Kinder auftreten, wo aber der Verfasser durch ihren Mund irgend eine Tendenz verfechten will und sich in

[1]) Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, Band III, S. 321.

keiner Weise um die Charakterisierung bemüht. Ich nenne hier Manuels „Barbali“ und Wickrams „Irr reitend Pilger“. Das Werk des Schweizer Dichters ist ein Dialog zwischen Mutter, Tochter und Priester über Vorteil und Nachteil des Klosterlebens. Die Mutter und der Geistliche vertreten den Standpunkt der katholischen Kirche, Barbali widerlegt mit vielen Bibelstellen alle ihre Argumente — ihre Beweisführung ist die eines Theologen, aber nicht die eines elfjährigen Mädchens. Im „Irr reitend Pilger“ werden pädagogische Forderungen veranschaulicht, ohne daß sich der Dichter auf die Darstellung des kindlichen Wesens einläßt.

Auf die in den beiden letztgenannten Schauspielen verkörperten Ideen werde ich noch einzugehen haben. Sonst tritt kaum einmal ein kleines Mädchen auf.

Sehr bald, meist an dem der Geburt folgenden Tage, wird das Kind getauft. Es ist Aufgabe der Hebamme, es auf dem Gang zur Kirche und während des Taufaktes zu tragen.[1]) Fischart spricht dafür, daß die Mutter die Namen des Kindes bestimmen soll. „Die Muter haben das Recht, den Kindern Namen zu geben“ (Gargantua S. 161).

Im allgemeinen nährt die Mutter, wenn ihr Gesundheitszustand es erlaubt, das Neugeborene. Ist sie zu schwach, so nimmt man eine Amme oder flößt dem Säugling Tiermilch ein. Auch hier gibt uns Thomas Platter Aufschluß, der von der Unfähigkeit seiner Mutter, ihn selbst zu nähren, spricht (S. 4) „als sy meinen gnäsen was, hand iren die brist we than, das sy mich nit hat mögen seigen, han ouch sunst kein frowen milch gsogen“. Zwingt hier die Not die Mutter, das Kind schnell zu entwöhnen, so sind auch die Fälle zahlreich, besonders unter dem Adel, wo die Mütter pflichtvergessen genug sind, dem Kinde die natürliche Nahrung aus äußeren Gründen vorzuenthalten: „Es lassen auch meine Fürsten nicht zu, dass ein edel Weib ein Kind seug“, sagt Fischart im „Gargantua“ S. 168.

[1]) cf. Frey, Gartengesellschaft 70.

Die ersten Lebensjahre sind dem Spiel gewidmet. Eine außerordentlich reiche Kenntnis von Kinderspielen vermittelt das 25. Kapitel von Fischarts Geschichtsklitterung. Der interessanten Untersuchung von Rausch[1]) ist es gelungen, festzustellen, welche Spiele von Knaben und Mädchen gemeinsam und welche nur von Mädchen gespielt wurden, und so ein Bild von dem Leben und Treiben der Straßburger Jugend zu Fischarts Zeiten zu entwerfen. Daß im 16. Jahrhundert genau wie heut und wie schon lange vor der christlichen Zeitrechnung[2]) die Puppe ein beliebtes Spielzeug der weiblichen Jugend ist, beweist wiederum Fischart „Was ist's Wunder, dass die Weiber so fein wissen mit ihrem Ehegetrauten umzugehen, da sie es doch von Jugend auf mit Docken und Puppen spielsweise also gewohnen,"[3]) schreibt er im „Gargantua" und im „Kuttenstreit"[4]) vergleicht er die Nonnen mit diesem Spielzeug:

Sie hetten alls geriert gebutzt,
Gleichwie ein Kind die Buppen mutzt.
Auff das die Leut sich dran vergaffen.[5])

Zahlreich sind die Belege, die über Erziehungsfragen Aufklärung geben. In der häufigen Beschäftigung mit pädagogischen Fragen im 16. Jahrhundert offenbart sich der Einfluß des Humanismus, der besonders im Elsaß zuerst praktisch zur Geltung kommt.[6])

---

[1]) Heinrich A. Rausch, Das Spielverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts Geschichtsklitterung. Diss. Straßburg 1908.

[2]) Weinhold I, S. 102.

[3]) Auf diese Stelle weist schon W. Grimm, Kleine Schriften I, 397 hin, auf das nächste Zitat F. V. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, Innsbruck 1873, S. 19.

[4]) Kuttenstreit 137, Fischart Werke hrsg. von H. Kurz, Band I.

[5]) Einiges Spielzeug nennt auch A. Goetze, Volkskundliches bei Luther, Weimar 1909, S. 19 f. Derselbe Forscher erinnert an einen in des Reformators Werken sich findenden Hinweis auf das Fest des Kinderbischofs, die Fastnacht der Jugend, das am Nikolaustage gefeiert wird (S. 27 f.).

[6]) cf. O. Lorenz und W. Scherer, Geschichte des Elsasses, 3. Aufl. Berlin 1886, S. 164 f. W. Ruhmer, Pädagogische Theorien über Frauenbildung im Zeitalter der Renaissance, Diss. Bonn 1915.

Gerade während der Zeit der ersten Entwicklung ist die Mutter diejenige, deren vornehmste Aufgabe die Leitung und Pflege der Kinder ist. Kein Dichter des 16. Jahrhunderts gemahnt mehr an diese Aufgabe als Johann Fischart. Seine „Anmahnung zu Christlicher Kinderzucht“ von 1578 „gehört zu jenen warmen, herzlichen Schriften..., in denen er Familientugenden lehrt und preist. Wie im 5. Kapitel der 'Geschichtsklitterung' und im 3. Teil des 'Ehezuchtbüchleins' über die Behandlung und Erziehung der Kinder, so spricht er hier freundlich, entzückend und eindringlich zugleich über Kinder und kindliches Wesen, über Elternfreuden und Elternpflichten“ (Kurz, Einleitung S. 71 f.). „Wer kan sie besser aufziehen, als die von natur darzu geschaffen?“, so schreibt Fischart im „Gargantua“ und schildert, wie die Mutter die Kinder pflegt und nährt, ihnen die ersten Anweisungen gibt, sie das Laufen lehrt und ihnen zeigt, wie sie dem „Etti“ schmeicheln sollen. Sie versucht es, sie vor dem Zorn des Vaters und vor der Rute des Lehrers zu schützen. Besonders schön ist der Eingang der „Kinderzucht“, wo Fischart die Kinder mit Himmelspflänzchen vergleicht.

9. Da pfropffens, biegens, vnterstützen,
Beschüttens, vor der Frost zu schützen,
Messens bei Ruhten und Minuten
Sein täglich wachsen zu vermuheten;
Da gehen sie alle tritt hinzu,
Sehen, wie es auffschiessen thu,
Und ist jhn sühs all Zeit und müh,
Die sie damit zubringen je.

57. Das macht die lebhaft freundlichkeit,
Die anlachend gesprechlichkeit,
Die in den Kindern wir all spüren,
Wie so schön all geberden zieren.

Hier hören wir also von der Freude beider Eltern an den Kindern, und auch bei diesen wird kein Unterschied gemacht zwischen Knaben und Mädchen.

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß wir einen Beleg haben, der von der Bevorzugung der Knaben seitens des Vaters

berichtet. Hans Sachs erzählt von einem „dôchterlein feint“ (F. u. S. II, 344), einem reichen Bürger, dessen Frau zweimal eine Tochter gebiert. Der enttäuschte Vater droht:

81. Des sol sie auch nach meiner sag
Fort pey mir habn kain gueten tag,
Mit irem aign sinnig kind dragen,

und wird erst durch die Vorstellungen seines Schwiegervaters beruhigt. Eine solche Ansicht ist zurückzuführen auf die Sehnsucht des Vaters nach einem Erben, oder es sind auch materielle Gesichtspunkte maßgebend; bedeutet doch ein männlicher Zuwachs den Gewinn einer größeren Arbeitskraft als ein weiblicher.

Trotzdem müssen wir solche Fälle doch wohl als Ausnahmen ansprechen. Die große Mehrzahl der Eltern dachte wie der Bauer in Wickrams „Der irr reitend Pilger“ (Werke IV), der seine Kinder als Gabe Gottes betrachtet:

2202. wahrlich all unsere kind
Uns nur von gott geluhen sind.
Drum wir im rechnung můssen geben
Umb das, wie sie handt gfürt ir leben
Und wie wir sie erzogen hand,[1])

und der Volksmund schafft ein Sprichwort, das die Wertschätzung der Kinder in das hellste Licht stellt: „Wer nitt kinder hat, der weysz nit warumb er lebt“ (Sebastian Francks Sprichwörtersammlung Nr. 369). Es ist selbstverständlich, daß Eltern, die so frohen Sinnes sind über das Glück, das der Besitz von Nachkommen bedeutet, auch alles tun, was in ihren Kräften steht, um den Kindern eine tüchtige Erziehung angedeihen zu lassen. Luther betont, es sei nicht die Erzeugung, sondern die Erziehung der Kinder die vornehmste Aufgabe der Ehe (Ein Sermon von dem ehelichen Stand II, 166). Ihm steht eine gute Kinderzucht höher als alle andern guten Werke. Die

[1]) cf. Wickram, Von guten und bösen Nachbarn, S. 183, 26 f., wo von den Eltern, die nur ein Kind besitzen, gesagt wird: „Es war aber das grost laid, das ihnen got nit mer kinder bescheren wolt.“

Kinder „seyn die kirchen, altar, Testament, vigilien und seelmessen, die du hynder dyr lehsest, die dyr auch leuchten werden ym sterben, und wo du hyn kummst“. Eine straffe Kinderzucht soll die Ehe krönen, dann ist sie, was sie sein soll: „eyn edler, grosser seliger standt,“ sonst aber „eynn elender erschrecklicher, ferlicher standt“.

Schon sehr früh beginnt der Schulbesuch. Günzburg rät (I, S. 127): „alle kind, mägdlein und knåblein, soll man im dritten jar irs alters zů schůl thůn, bihs sie acht iar alt werden.“ Wickram gibt das fünfte Lebensjahr als Termin für den Beginn der geistigen Ausbildung an. Er will dadurch einen Konflikt vermeiden, der noch in unseren Tagen hauptsächlich auf dem Lande nur zu oft zwischen Schule und Haus besteht. Er weist nämlich darauf hin, daß man durch die Festsetzung dieses frühen Termins es ermöglicht, die geistige Ausbildung des Kindes abzuschließen, wenn es fähig geworden ist, seine körperlichen Kräfte in den Dienst der Hauswirtschaft zu stellen. Liegt das Haus der Eltern fernab von einer größeren Ansiedelung und ist der Vater selbst so weit gebildet, so übermittelt er den Kindern wohl auch die Kenntnisse, die sonst die Schule lehrt: lesen und schreiben, singen und beten.

Das Werk, dem ich diese Angaben Wickrams entnehme, „Der irr reitend Pilger“, bietet uns auch ein Bild des Erfolges einer tüchtigen Erziehung. Wir blicken in das Haus eines ehrsamen Bauern, der die zum Unterricht seiner Kinder nötige Bildung von einem fahrenden Schüler erworben hat. Die Kinder machen ihren Eltern Ehre und bewundernd sieht der Gast, wie artig sie sind:

1905. stunden die kind in einer summen,
Rund umb den tisch. Das grösser zwor,
Den andern allen bettet vor;
Demselben nach den worten sein
Sie ordenlich nachsprachen fein.

Die Mutter reicht ihnen an einem besonderen Tisch das Nachtmahl:

1914. Sie assen gantz fridsam mitnandren;
Do hort man auch keins vor dem andren,
Es war gantz still und haimlich gar,
Sam wer kein kind nie kummen dar.

Nachdem sie ihre Milchspeise verzehrt haben, kommen sie an den Tisch, an dem die Eltern und der Pilger sitzen und warten auf die Anrede des Vaters. Er stellt ihnen Fragen aus dem Katechismus, die sie trotz ihrer großen Jugend fließend beantworten.

Die Erziehung seiner Nachkommen ist des Bauern einzige Freude:

2045. Nim mich sunst in der Welt nichts an
Dann meiner sůn und meiner knecht:
Mein weib schaffts mit den mågten recht,
Darzu mit iren tôchtern jung.

In einer Anmerkung dazu betont Wickram nochmals „also sol man an allen orten haushalten, das der man die knecht und das weib die megt regiert". Es wird nicht vollkommen klar, ob er damit sagen will, daß der Vater sich um die Ausbildung der Knaben bemüht und für die Unterweisung der Mädchen nichts tut. Es ist auch Vers 2070 von „knaben", dagegen Vers 1905, 1925 und 1943 von „kindern" die Rede, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Dichter übereinstimmend mit Günzburg der Meinung ist, beiden Geschlechtern solle gleichmäßig Unterricht erteilt werden und erst wenn diese Bildung abgeschlossen ist, solle die Mutter wieder die Führung in der Erziehung der weiblichen Jugend übernehmen. „Mein Muter hielt jre Töchter von Jugendt auff zu jnen geburenten heuslichen Arbeit", so erzählt Sastrow (I, S. 25). Ihr räumt auch Fischart für die weitere Vervollkommnung der Ausbildung den größten Einfluß ein und macht sie für die Entwickelung der Kinder in erster Linie verantwortlich:

An der Kinder weis
Erkent man der Muter fleis.
Ehzuchtbüchlein 44, I.

Sie geht mit ihnen zur Kirche. Hans Sachs erzählt von einem Manne, der krank im Bett liegt, während

17. Sein hausfraw aber und die kind
Vnd auch das andre hawsgesind
Allesam in der kirchen was.

F. u. S. II, 245.

Gemeinsam mit den älteren Mädchen lehrt sie die Kinder die alten Volkslieder und geistliche Gesänge singen und läßt sie einzelne auswendig lernen. In der Vorrede seiner Sammlung „Die Sontags Evangelio" (Wolkan I, S. 28) widmet Nic. Hermann seine Lieder diesem Zwecke: „Dieselbe schick ich Euch zu, Erbare, tugendsame Frawen vnd Jungfrawen, ... mit freundlicher vermahnung, jr wollet dieselbe ewern kindern Brüderlein und Schwesterlein sampt dem andern hausgesind fürlegen, welche selbs nicht können, den andern aber, die noch nicht lesen können, vorsingen. . . Alle Geseng auswendig zu behalten, würde den Kjndlen zu schwer und zu viel sein, welche inn jren jungen tagen auch nichts zu sehr sollen getrieben vnd beladen werden". Der Verfasser dieses Werkes weist auf den erzieherischen Wert des Singens hin. Er rät, Kirchenlieder zu bevorzugen und die Kinder an deren Singen zu gewöhnen, um zu verhindern, daß sie sich Zotenlieder aneignen. Vor dieser Gefahr warnt er mit dem Hinweis „das junge Volck von natur zum singen geneigt ist, und ist zu besorgen, so sie in jrer jugent nicht an Christliche Lieder gewehnet werden, das sie etwan an leichtfertige geraten möchten". Daneben singt man jene Kinderreime und Lieder, deren „Übereinstimmung in allen deutschen Landschaften vom Elsaß bis Siebenbürgen, von den Deutschen am Monte Rosa bis nach Schleswig mit denen in Dänemark, Norwegen, Island, in England und Schottland beweist, daß hier allgemein germanisches Erbe erkannt werden muß, das eben deshalb in seinem echtesten Bestande uralt ist".[1]) Eine Sammlung dieser ewig jungen, altherkömmlichen Reime, Lieder, Erzählungen, Übungen, Rätsel und Scherze für Kinder hat Karl Simrock in seinem deutschen Kinderbuch (Frankfurt a. M., 1879) zusammengetragen. Im einzelnen mag dieses Buch

[1]) Weinhold I, 97.

nicht ganz getreu ein Bild dieses Teils der Jugendentwickelung bieten, der Geist aber wird derselbe sein im 16. Jahrhundert wie in diesem „Compendium der Kinderweltgeschichte“ (Vorwort S. VII).

Als erster Grundsatz für die Erziehung gilt eine straffe Zucht zu halten. „Eine růt vff syn eigen arhs machen“ nennt es Murner, wenn die Eltern nicht mit Strenge ihre Kinder das Gute lehren. Die kleinen Kinder schreckt man, um sie gehorsam und artig zu machen, mit bösen Tieren oder mit der Strafe Gottes. In Burkard Waldis' Esop (I 86)[1]) droht eine Mutter dem unartigen Kinde, der Wolf werde es holen und beißen, wenn es nicht bald lieb sei. Rebhuns Susanna spricht zu ihren Kindern:

II. Akt 207. Got gedroet hat alln bösen kinden,
das er sie strafen wöll, als oft sie sünden.

Eine große Rolle spielt die körperliche Züchtigung. Wie der Mann das Recht hat, seine Frau zu schlagen, wie die Hausfrau die Vergehen ihrer Magd mit Prügeln ahndet, so ist die Rute das Mittel, den Kindern artiges, gesittetes Benehmen und Fleiß beizubringen. Dabei kommt es auch wohl einmal zur Überschreitung des Züchtigungsrechts durch rohe und jähzornige Eltern. So klagt die Frau in Manuels „Weinspiel“ die von ihrem betrunkenen Mann zum Hause hinausgejagt wird und nicht die Zeit findet, die Kinder vor seiner Wut zu retten:

1649. Wenn man mir nun die kind vhstrůg,
Das er sy nit etwan lam schlůg.

Hans Sachs, der häufig genug Züchtigungen empfiehlt, mahnt auch einmal zu liebevoller Beeinflussung. Im 70. Fastnachtsspiele, in dem er Vorteil und Nachteil der Ehe gegeneinander abwägt, läßt er den Kämpfer für die Ehe, Solon, sprechen:

166. Die eltern ziehen ire kind
Durch natürlich eingepflanzte lieb,
die sie zewcht mit aim starken trieb.

[1]) Nach Kurz (Anmerkungen zur Esop-Ausgabe) Quelle De Nutrice et Lupo (ex Aniano); Avianus 1 Rustica et Lupus.

Auf die Gefahr, daß die Kinder durch Züchtigungen verschüchtert werden und dadurch eine gesunde Entfaltung beeinträchtigt wird, weist Wickram (Irr reitend Pilger) hin:

1946. mûs man brauchen alle weil,
Auch sie mehr mit liebkosen lehren.
Dann wolt man gleich das rauch rauskeren,
Würden die kinder gantz verstocket,
Aus forcht der streich steinen, blocket.[1])

Noch weiter geht Rebhun, der, rückblickend auf das innige Verhältnis von Eltern und Kindern in der „Susanna", die Erziehung, die ohne Schläge auskommt, als die wahrhaft gute preist. Er hält es für die Aufgabe der Eltern, die Kinder so zu leiten,

V. Akt 103. Das sie mit lieb und nicht mit schleg
sich lahsen fürn den rechten weg.

Dieser Erziehungsgrundsatz gilt neben der moralischen Beeinflussung in erster Linie für die Vorbereitung des jungen Mädchens auf den zukünftigen Beruf der Hausfrau.[2]) Diese Vorbereitung soll früh beginnen. Fichart sagt (Ehzuchtbüchlein 39, 19):

Also zieh man von Jugend schlecht
Die meidlin zur Haushaltung recht.

Wie früh die Kinder schon zu nützlicher Tätigkeit angehalten werden, ersehen wir aus der liebreizenden Familienszene, die Sastrow (I, S. 25 f.) schildert. Während die Erwachsenen über Reichstagsbeschlüsse disputieren, sitzt das fünfjährige Töchterlein am Rocken und spinnt: „... Fing dis Magdlein beym Rocken gar hoch und tieff zu seuftzen an, und sagt aus grosser Vhemuth: «Ach du lieber Gott, das sie doch auch ernstlich verordnen mochten, das solch kleine Magdlein nicht

[1]) Ähnlich Zimmerische Chronik II, S. 159: „Ein strenge ist vilmals, auch den merthail, gegen den kündern guet, zu zeiten aber mag es auch mangel bringen".

[2]) Daß auch die Belehrung der Kinder über äußere Sitte nicht vernachlässigt wird, lehrt die „Kinderzucht" von 1521, die Moritz Geyer in den „Altdeutschen Tischzuchten" mitteilt. (Programme des Friedrich Gymnasiums zu Aktenburg 1882, S. 25 f.)

spinnen dorfften»“. Eine breite Schilderung der Tätigkeit der Bauerntöchter gibt der alte Bauer im „Weinspiel“ Manuels:

1837. schûsslen, tâller vnd platten,
Kessel, hâfen, lôffelkratten,
Wâschen vnd fyn in eeren han,
Am morgen frû vom bett ufstan,
Die Kû melchen, den Süwen misten,
Die benck fâgen, kasten vnd kisten,
Und sorg zehan in andren dingen. . . . .

So ist es auch im Bürgerhause. Die Mutter erledigt mit den Töchtern und den Mägden gemeinsam alle häuslichen Arbeiten. Bei Valentin Schumann (Nachtbüchlein 17) finden wir auch eine Aufzählung dieser Pflichten, verbunden mit dem Hinweis, wie wertvoll eine derartige angestrengte Beschäftigung für die Charakterbildung ist. Er bezeichnet die Arbeit als den besten Schutz gegen alle sündigen Gedanken.

Welche Jungfraw fromm will bleiben,
Dieselb soll ir zeyt vertreyben
Mit waschen, spinnen und mit nehen,
Wircken, kochen und im hauss auffsehen,
Mit wicklen, auch kinder tragen,
Nicht von unnützen dingen sagen.

Auch Hans Sachs kennt die innigen Wechselbeziehungen zwischen Sitte und Arbeit. In der „gedultig und gehorsam marggräfin Griselda“ (Tüb. Ausg. II, S. 40 f.) empfiehlt er:

S. 67, 5. . . Die eltern söllen,
Wenn sie töchter auffziehen wöllen,
Das sies nit ziehen gar zu zart,
Sunder fein arbeytsamer art,
Auff heusslichkeyt, sitten und tugent
Und in auch in plüender jugent
Sollens in brechen und abziehen
Irn eygen willen und zu fliehen
Allen drutz, stoltz und üppigkeit.
Auff das sie gwonen mit der zeyt,
Zu leyden in dem stand der eh
Geduldig alles wohl und weh.

Und Burkard Waldis nennt im Vorwort seines „Esop“, den er „zu gut der Jugent aussgehen“ läßt (Vorrede zum 4. Buch),

die Tugenden, die eine Jungfrau wie einen Jüngling zieren sollen. Er predigt Liebe zur Heimat und inniges Gottvertrauen, treue Arbeit und Liebe zum Nächsten, besonders zu älteren Leuten, Vertrauen auf sich selbst und auf äußerlich gleichstehende Freunde, aber Vorsicht vor Schmeichlern. Für empfangene Wohltaten soll sich der junge Mensch dankbar erzeigen, selbst gut sein, den Armen helfen, sparsam, aber nicht geizig sein. So unschön der Hochmut ist, so verkehrt ist es, neidisch auf andere zu blicken. Jeder Mensch hat sein Teil zu tragen. Auch der äußerlich glänzend Dastehende hat seine Sorgen. Faules Leben macht Beschwerden, und nur ein Leben in emsiger treuer Arbeit macht letzten Endes wahrhaft glücklich.

Nachdem die häusliche Erziehung abgeschlossen ist, gehen die Töchter der Bauern und der ärmeren Bürger als Dienstmädchen in ein fremdes Haus oder heiraten. Die Ausbildung der jungen Mädchen der reichen Bürger und des Adels wird weiter vervollkommnet. Sie werden verwandten oder befreundeten Familien anvertraut, bei denen sie gesellschaftlichen Schliff und vielleicht auch noch gewisse feinere Frauenarbeiten, z. B. Handarbeiten, erlernen sollen. Vor allem Edelfrauen besitzen wie schon im Mittelalter[1]) neben den die gröbere Arbeit verrichtenden Mägden derartige Kammermädchen, deren Aufgabe die persönliche Bedienung der Herrin ist. Felix Platter beschreibt einen Besuch bei einem Domprobst, dessen Töchter „dermolen by der grâvin zů Richer im Frauenzimmer war“ (298).[2])

Mit diesem Aufenthalt in einem fremden Hause ist auch

---

[1]) Schultz, Höfisches Leben I, 205; Deutsches Leben 197.

[2]) Daß die Mädchen nicht immer nur Gutes in dieser Umgebung lernen, beweist Schweinischens Selbstbiographie. Er versichert: „wann ich diese Zeit vom Himmel auf die Erde fallen sollen, wär ich nirgend als gen Liegnitz gefallen, ins Frauenzimmer, dann war täglicher Freude und Lust mit Reiten, Ringrennen, Musika, Tanzen und sonsten Kurzweil“; (46) er deutet den Charakter dieser Vergnügungen an, indem er hinzufügt: (47) „Wenn Jugend Tugend hätte, was wäre sie?“

die Erziehung der Mädchen der höheren Stände beendigt, und wohl vorbereitet für ihre schöne Bestimmung, Frau und Mutter zu werden, kehren sie ins Elternhaus zurück.

Aber nicht jedem Kinde wird eine gute, zielbewußte Erziehung durch liebevolle und treue Eltern zuteil. Ich sehe hier von einer ausführlichen Betrachtung des Schicksals unehelicher Kinder ab. Nur jene Kinder, die Geistliche mit ihren „Pfaffenhuren" zeugen, werden in der hier bearbeiteten Literatur erwähnt; ich werde deshalb in dem Kapitel „Pfaffenkellnerinnen" über diese Kinder sprechen. Das allgemein Geltende, das aus den dort angeführten Belegen zu ersehen ist, ist die Tatsache, daß die Kinder der Liebe im 16. Jahrhundert der Verachtung preisgegeben und in ihren Rechten beschränkt sind. Wenig hören wir auch über die Lage der Waisen. Es ist wohl anzunehmen, daß sie im allgemeinen von Verwandten aufgenommen werden. So zeichnet Hans Sachs im 35. Fastnachtspiel eine Edelfrau, die ihrer verwaisten Nichte die Mutter ersetzt, und Felix Platter berichtet von einem jungen Mädchen, das nach dem Verlust der Eltern im Hause seiner Tante freundliche Aufnahme findet (140).

Groß ist die Zahl der Kinder, die wohl Eltern besitzen, aber trotzdem keine gute Kinderstube genießen, deren Mutter unfähig oder zu leichtsinnig ist, sich mit ganzer Liebe der Erziehung der Kinder zu widmen. Da lernen sie leicht Dinge, von denen sie garnichts wissen dürfen. Murner wirft (N. B. 41) den Müttern vor, sie trügen an der sittlichen Verderbnis der Jugend die Schuld:

43. Sy lernen sy hoffertig mutzen
Und kymendts, strychen, ferben, butzen,
Ouch wie sy sollent gon den trit,
Hoflich neigen sich do mit,
Vmb sich gucken, ougen blicken,
Ir brüstly uff ein schefftlin schicken
Und die lefften zamen biegen. . . . . .

Gefährlich für die Entwickelung des Kindes ist es auch, wenn die Eltern sich nicht hüten, in seiner Nähe schlüpfrige Ge-

spräche zu führen, die nicht für das Ohr des Kindes bestimmt sind und viel Gutes zerstören.[1]) Das Kind in Gengenbachs „Zehn Alter" ist durch die Unvorsichtigkeit der Eltern verdorben worden:

96. „Mit worten, werken, unküschheit
Detten vor mir nit schämen sich,"

bekennt es, und sein weiteres Leben offenbart die traurigen Folgen der Sünden der Eltern.

Ein weiterer großer Fehler in der Erziehung wird von Wickram in dem schon mehrfach zitierten „Irr reitend Pilger" gebrandmarkt. Es ist der Mangel an Einigkeit zwischen den Eltern, wenn es sich um Erziehungsfragen handelt. Der Verfasser führt ihn seinen Lesern in der Schilderung der Gerberfamilie (2113 f.) vor Augen. Sie ist um so anschaulicher, als sie ein wirksames Gegenstück zu dem Bild von dem seiner Elternpflicht sich bewußten Bauernpaare darstellt. Der Gerber hat eine stolze Frau, die stets ihren Willen durchsetzen will. Treiben die Kinder Mutwillen und will der Vater ihnen wehren, so fährt die Mutter sogleich dazwischen und wirft ihm vor, er verstände das Gemüt seiner Kinder nicht.

Natürlich bleibt der Streit der Eltern nicht ohne Einfluß auf die Kinder. Sie glauben sich jetzt gerade berechtigt, möglichst laut und ungezogen zu sein und ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Gastes in der alten Weise weiter zu toben. Die Mutter sieht in diesen Unarten nur kindliches Wesen und ist zu kurzsichtig, die Folgen ihrer falschen Nachgiebigkeit abzuschätzen. Ist hier die Mutter diejenige, die das Kind schädigt, so behauptet Valentin Schumann (Nachtbüchlein 34), daß häufig die Väter an dem Verkommen der Mädchen schuldig sind; denn sie verziehen sie und bringen sie durch Mangel an straffer Zucht auf die schiefe Ebene.

Auch noch yetzt ist der welt lauff,
Das die vätter in der gemeyn
Lieben stäts mehr die mägdlein
Dann die bůben zu aller zeyt.

[1]) cf. Rollenhagen, Froschmeuseler, I. Buch I. Tl. V.

Solche verhängnisvolle Schwäche verteidigt auch ein alter Mann in Manuels „Weinspiel“, der den über die Faulheit seiner Töchter erbosten Bauern auf die Zukunft vertröstet.

1849. Die witz kumbt nimmermer vor jaren,
Sy sind noch jung, hand nüt erfahren.
Wenn sie die kindschůch gnůg zerrennen,
So werdend sy sich selb erkennen.

Endlich gibt es auch Eltern, die vollkommen ihre Pflicht vergessen, die Kinder gänzlich vernachlässigen oder gar zu eignem schmutzigen Vorteil benutzen. Die Mutter im „Weinspiel“ erzählt von ihrem und ihrer Kinder traurigem Geschick:

2797. Wir sind offt an der gassen glågen,
Da mir die armen kind erfrieren.

Daß Verbrechernaturen ihren Charakter den Kindern vererben, ersehen wir aus Frischlins „Wendelgard“, wo zwei Bettler einander stolz von den schuftigen Heldentaten ihrer Kinder erzählen. (S. 26 f.) Ein ganz düsteres Bild von der Pflichtvergessenheit eines Vaters entwirft Murner in der „Narrenbeschwörung“ (28). Hier verkauft ein Vater die Ehre seiner Töchter an geile Pfaffen, um finanziellen Gewinn zu erlangen:

47. . . . will ich myn tochter bald
Dem bischoff schaffen in gewalt,
By dem sie mir gar bald verdient,
Das er mir gibt ein ander pfriendt.
Myn ander tochter wil ich schaffen
Allen andern rychen pfaffen,
So kumm ich ouch zům bret hindan
Und würd vor in ein werder man.

Nur die jüngste Tochter, die so häßlich ist, daß er nicht auf einen andern Bewerber hoffen kann, will er verheiraten.[1])

Und selbst wenn die Eltern ihr Bestes tun, um ihre Nachkommen zu tüchtigen Menschen heranzubilden, lauern noch mancherlei Gefahren, die einer guten Erziehung entgegenwirken. So klagt der Vater in Sachs 6. Fastnachtspiel, daß

[1]) Murner Narrenbeschwörung 28, 59 f.

trotz guter Erziehung und strenger Zucht die Kinder schlechte Wege gehen, meist durch den üblen Einfluß verderbter Gesellschaft.

353. werdens doch jůnglings weiß verfůrt,
durch bőß geselschafft.

In Wickrams „Irr reitend Pilger" entschuldigt die Mutter ihre Kinder, die Schimpfreden und häßliche Worte im Munde führen, mit dem Hinweis auf die Beeinflussung durch die Dienstboten:

2196. sie gwinens bey den knechten.

Kirchhof (I, 2, 60)[1]) weiß gar einen Fall zu berichten, wo ein Bettelmönch ein elfjähriges Mädchen vergewaltigt.

Da, wie ich noch näher erläutern werde,[2]) zum Heiraten des jungen Mädchens ein außerordentlich früher Termin anempfohlen wird, muß die weibliche Jugend auch schon sehr jung als erwachsen angesehen werden. Wir können wohl das 14. Lebensjahr als diesen Zeitpunkt annehmen. Doch ist dieser Termin nicht von entscheidender Wichtigkeit. Sein eigener Herr ist das Mädchen erst — und auch nur in beschränktem Sinne, wie wir noch erfahren werden — von dem Augenblick an, wo es in die Ehe eintritt.

Solange das junge Mädchen im Hause der Eltern bleibt, ist es vollkommen unselbständig. Auch den für sie höchsten und bedeutsamsten Fragen gegenüber ist das jugendliche Weib nicht Persönlichkeit. Es steht vollkommen im Abhängigkeitsverhältnis zu seinen Eltern. Luther verficht den Standpunkt, jede Handlung eines Mädchens sei rechtsungiltig, wenn sie ohne Wissen und Willen des Vaters geschehe. In der „Antwort auf etliche Fragen, Klostergelübde belangend" (Band 19, S. 283 f.) von 1526 schreibt er, das Gelübde eines Mädchens, das in seiner Eltern Haus sei, gelte nur dann, wenn der Vater darum wisse und keinen Einwand mache. In dem vier Jahre später erschienenen Aufsatz „Von Ehesachen" (Band 30, Abtlg. III, S. 198 f.) stellt er den Satz auf: „Heimlich ver-

[1]) Ein tatsächliches Vorkommnis.

[2]) cf. S. 92.

lobnis solten kein ehe stifften". Dabei leiten ihn rein materielle Gründe. Die Eltern, die so viele Jahre für das Wohl ihrer Nachkommen gesorgt hätten, müßten das Recht haben, ihren Einfluß bei der Wahl eines Mannes für ihre Tochter geltend zu machen, besonders, da es sich nicht nur um diese allein, sondern auch um das Familienerbe handle.[1]) Derselben Ansicht ist Ayrer. In seinem „Spiegel Weiblicher Zucht und Ehr" zeichnet er sein Ideal eines mit allen guten Charaktereigenschaften begabten jungen Mädchens in der Phänicia. Als die Mutter diese fragt, ob sie heiraten wolle, entgegnet sie:

II. Akt 98. Ich hab von meinen kindlichen tagen
Gehabt zwo guter meisterin,
Von den ich unterwiesen bin;
Die erste ist Gottsfürchtigkeit,
Die ander aber ist keuschheit.
Die erst meisterin gibt nicht zu,
Daß ich was hinter mein vatter tu,
Die ander meisterin, die keuschheit,
Auch nicht geduldet oder leidt,
Das ich allein redt mit ir gnad;
Wenn er mich aber ehrlich lieb hat,
So sprech er meinen vatter an;
Was der mich heisst, das wil ich tan.

Es ist also die Folge der religiösen Erziehung, wenn der Wille der Eltern entscheidend ist für die Handlungsweise des jungen Mädchens, der gegenüber der Gedanke an die Möglichkeit, kraft eigenen Entschlusses sein Geschick zu gestalten, überhaupt nicht aufkommt. Diese Unselbständigkeit der weiblichen Jugend wird in noch helleres Licht gerückt durch die später zu besprechenden Sitten bei Verlobung und Hochzeit.

Ist das junge Mädchen innerhalb der Familie frei, so spielt es in der Gesellschaft eine hervorragende Rolle. Es ist eine besonders hohe Ehre für einen Gast, wenn der Wirt des Hauses ihm den Platz neben einer Jungfrau anweist. Dedekind erzählt in seinem „Grobianus" von einem Magister, der zu spät zu einer Hochzeit erscheint und vom Bräutigam als

[1]) cf. jedoch S. 69 f.

äußeres Zeichen seiner Wertschätzung seinen Sitz zwischen zwei jungen Mädchen erhält.[1]) Der Magister weiß jedoch diese Ehre nicht zu schätzen. Seine Schüchternheit ist so groß, daß er den Platz bei den jungen Männern dem ihm angebotenen vorzieht. Erst auf die ernsten Vorhaltungen des Gastgebers hin nimmt er den Ehrenplatz ein.[2])

Auch bei allgemeinen Volksfesten zeigt sich die besondere Stellung, die die Jungfrauen einnehmen. Ihnen liegt bei großen Veranstaltungen ein Dienst ob, der sich dem unserer heutigen „Ehrenjungfrauen" an die Seite stellen läßt, und der eine altbekannte Sitte darstellt. So erzählt Georg Thym in seinem Gedicht „Thedel von Wallmoden" von einem ritterlichen Fest, bei dem ein junges Mädchen den im Kampf siegenden Helden mit einem Kranze schmückt.[3]) Zum Dank tanzt der Ritter mit der Jungfrau. Von ähnlichen Gebräuchen bei den großen Freischießen berichten die „Schießsprüche", gereimte Festchroniken dieser bedeutsamen Veranstaltungen der Städte und der Landgemeinden, die Waßmannsdorff als die Form bezeichnet, „in der das deutsche Bürgertum seine ehrenwertesten und liebenswürdigsten Eigenschaften zum Ausdruck bringt". Nur der Schießspruch über das Wiener Schießen von 1563 (abgedruckt in Blättern für Niederösterreich, Neue Folge, 1875, S. 32 f.) erzählt von weißgekleideten Knaben, die die Ehrengeschenke überreichen. Allgemeiner Brauch scheint zu sein, daß junge schöne Mädchen in festlichen Gewändern diesen Ehrendienst versehen. In seiner Beschreibung des Heidelberger Armbrustschießens von 1554[4]) erwähnt der Pritschmeister

---

[1]) a. a. O. 4799 f.

[2]) a. a. O. 3412 f.

[3]) cf. hierzu auch die Überreichung des Kranzes durch eine Jungfrau bei Schumann, Nachtbüchlein 22, S. 98, 10 f.

[4]) Des Pritschmeister Lienhard Flexels Reimspruch über das Heidelberger Armbrustschießen des Jahres 1554, hrsg. v. K. Waßmannsdorff, Heidelberg 1886. Vers 543 f. Vgl. auch S. Luther, Ein fürstlich Vogelschießen, Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1854—1855, S. 328 f.

Lienhard Flexel ausführlich die Tätigkeit von zwei jungen Mädchen. Sie führen den Preis des Schießens, einen reich mit Kränzen und anderm Zierat geschmückten Ochsen, auf den Festplatz. Sie tragen Kränze in den Händen und werden laut umjubelt von der Menge. Noch ausgedehnter ist die Beteiligung der weiblichen Jugend beim Rottweiler Herrenschießen 1558[1]) gewesen. Hier wirken 12 junge Mädchen mit, deren Erscheinen der Verfasser des Schießspruches als den Höhepunkt des Festes bezeichnet:

901. Dieselben machdant das schiessen erst gantz.
Die Eltist trueg auff ain Ehren krantz,
Vonn golt was er schönn gesticket und ziertt,
Noch hatt man ain klaynne junkhfraw gfiertt,
Ain silberen becher truegs in der handt,
Und ain schiess krantz auch darnebenn.

Jeden der Ehrengäste schmückt sie mit einem Kranze, und diese führen sie darauf zum Tanz.

Wie erklärt sich nun diese Sonderstellung der Jungfrau? Was verschafft ihr, trotz aller Unfreiheit innerhalb der Familie, eine so hervorragend geachtete Stellung in der Gesellschaft und in der Öffentlichkeit? Weinhold[2]) sagt in der Einleitung zum 5. Kapitel seines Buches über die Frau, das er „Liebe und Frauendienst" überschreibt, „Das jungfräuliche Weib birgt einen unnennbaren Reiz; Anmut und hauchlose Reinheit flechten sich gleich Rosen und Myrthen zusammen und drücken dem einfachsten Weibe eine glänzende Krone auf das Haupt. Höher angelegte Völker haben vor der Jungfräulichkeit stets ehrfürchtige Scheu gehabt. Sie wußten die ersehnte Wiedergeburt der Gottheit nicht anders zu vermitteln, als daß sie den menschwerdenden Gott durch eine Jungfrau gebären ließen." Diese Wertschätzung der Jungfräulichkeit spiegelt auch die Literatur des 16. Jahrhunderts.

Der Einfluß des Marienkults auf die Stellung der Jungfrau kommt unmittelbar zum Ausdruck in einem von Wolkan mit-

[1]) Abgedruckt in Alemannia VI, 1878, S. 201 f.
[2]) Weinhold I, S. 196.

geteilten Liede des Christoph Hayneccius, in dem der Dichter dem Herrn dankt, daß er durch das Beispiel der heiligen Mutter jedem Mädchen ein Vorbild tugendhaften Lebens gegeben habe:

S. 36, Nr. 42. 1. Herr Jesu Christ Gottes Son,
Von einer Jungfraw rein,
Aller Jungfrawen eine kron,
Ein mensch geboren fein,
Du bist eine Jungfråwliche frucht,
Dir gefelt die reinigkeit,
Und Jungfråwliche zucht.

8. Du hast grosse gnad beweist,
den reinen Jungfråwlein,
Dass sie haben durch dein Geist,
Gelebt, zůchtig und rein,
Denn sie in dieser argen Welt,
darinn vil Leut verderben,
jr hertz auff dich habn gestellt.
Jr fleisch habn sie bezwungen,
geflohen unkeuschheit,
drum hat es jhn wol glungen,
denn sie mit dapfferkeit,
die welt habn vberwunden,
mit allen bösen lůsten,
bey Gott groß gnad funden.

Daß die hohe Würdigung der Keuschheit allgemeiner Besitz des Volksempfindens ist, dafür bietet die Literatur eine Reihe von Beispielen. Das Sprichwort warnt vor der Befleckung der Jungfrau: „Wer eine iunckfrawen schendet, der stirbt keines guten todts.“ Wir finden es in Francks (307) und in Agricolas (664) Sprichwörtersammlung und Franck fügt noch hinzu, die Keuschheit sei das Höchste und Heiligste, das eine Jungfrau besitze und ihr Verlust unersetzlich: „Ein weiblein und medlin hat nichts mer noch keinen groessern schatz, denn die ehre, darumb stilt der einem medlin das edelste kleynodt, das wedder mit gelt, noch mit der welt gut erstattet mag werden.“ Murner stellt den geschlechtlichen Verkehr mit einem jungen Mädchen in Parallele mit dem Mord, rechnet ihn

also zu den schwersten Verbrechen.[1]) Daß sowohl das Volk als auch die Obrigkeit in der Vergewaltigung eines jungen Mädchens eine todeswürdige Tat sahen, beweist eine Geschichte Wickrams in den „sieben Hauptlastern“ (46).[2]) Er erzählt, während des Wormser Reichstages von 1525 hätten zwei Hatschiere eine Jungfrau gezwungen, ihnen zu Willen zu sein. Auf die Hilferufe des Mädchens seien Bürger herzugeeilt und hätten den einen der Missetäter derartig mißhandelt, daß er noch am selben Tage an den erlittenen Wunden gestorben sei. Dem andern sei es gelungen zu entkommen, er sei jedoch ermittelt und am folgenden Morgen zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Zahlreich sind auch die Mahnungen, die weibliche Jugend solle des Werts der jungfräulichen Ehre eingedenk sein. Rollenhagen rät im Froschmeuseler (VI, 99) den jungen Mädchen:

Halte dich rein und acht dich klein,
Sei gern mit got und dir allein,
Und mach dich nicht gar zu gemein,
So from macht sich das jungfreulein.

Ein ähnliches „Morale“ schließt Erasmus Alberus seiner 13. Fabel an.[3])

Wo auch immer ein gutes Mädchen gezeichnet wird, da findet sich ein Hinweis auf ihre Unberührtheit verbunden mit der dem lauteren Sinn entspringenden züchtigen, ehrbaren Gesittung. Sachs erzählt einmal von „dŏchtern, schŭen, zuchtig und wohlgemŭet“ (F. u. S. III. 126) und ein andermal von „junckfrawen still und zŭechtig, einzogen, schamhaft, eren dŭechtig“ (F. u. S. II. 384). In seinem 35. Fastnachtspiele tritt ein Adeliger auf, der sich um die Gunst einer Jungfrau bemüht, weil ihre Tugend seine Liebe entfacht hat. Er bekennt, als er seine Werbung vorbringt:

---

[1]) In dem Pasquille „An den großmächtigsten und durchlauchtigsten Adel deutscher Nation.....“

[2]) Ein tatsächliches Vorkommnis.

[3]) a. a. O. 125 f.

114. So hab ich jr doch hôrn verjehen,
So hoches lob in jrer jugendt,
Jr zucht, scham, demut, sittn und tugend.

Nachdem er die ihm auferlegte Prüfung bestanden hat, betont er noch einmal, was ihn an das geliebte Mädchen fesselt:

332. Ich hab nit angsehen jr gut,
Auch nit jr schon und zarte jugendt,
Sonder jr gut sitten und tugendt;
Die haben sich im hertzen mein,
Gantz heftig tieff gesencket ein,
Das ich kein ander haben wil
In trewer lieb, doch also stil,
Denn die.

Neben diesen Mahnungen an die weibliche Jugend, ihre Tugend zu schützen, stehen auch Mahnungen an die Männer. Verschiedene Schriftsteller kämpfen mit vollem Herzen gegen die Verrohung der Sitten und gegen die übermäßige Betätigung sinnlicher Lust. Sie wenden sich an die Männer mit der Aufforderung, sich ihrer Verantwortung bewußt zu sein und den schwachen Jungfrauen zu helfen in ihrem Bestreben, ihre Ehre zu schützen. Andreas Musculus weist in seiner leidenschaftlichen Streitschrift gegen den Hosenlatz darauf hin, daß diese neue Mode eine große Gefahr für die moralische Entwickelung der unreifen jungen Mädchen bedeute.[1]) Fischart macht den Männern ernste Vorhaltungen, ihre Pflicht als Mitglieder des „stärkeren Geschlechts" sei es, die jungfräuliche Ehre zu achten (Anweisung zum Ismenius 186):

Gar vergess Månnische sterck
Dann solchs geht bass den Meidlein hin,
Die sind zarts Leibs, han leichten sinn.

Daß das Empfinden des einfachen Mannes sich trotz dieser im allgemeinen hohen Wertschätzung der Jungfräulichkeit nicht dagegen sträubt, ein Mädchen zur Frau zu wählen, das seine Ehre nicht bewahrt hat, entspricht nur den Zuständen, wie wir sie heute noch finden. Viele Schriftsteller warnen vor einer allzu radikalen Stellungnahme gegenüber dieser Frage. Sie

[1]) a. a. O. S. 15.

raten den Eltern, ihre gefallenen Töchter nicht durch rohe Strafen oder gar durch Ausweisen aus dem Hause vor der ganzen Gemeinde bloßzustellen, sondern lieber alles zu versuchen, die Schande geheimzuhalten. Dem Manne, der erst nach Vollzug der Ehe von dem Vergehen seiner Frau hört, empfehlen sie, still zu schweigen und der Frau, wenn sie in der Ehe ehrbar und treu ist, diese Jugendsünde zu verzeihen.[1])

Nicht ohne Grund werden diese ernsten Mahnungen von den Schriftstellern in die Welt hinausgesandt. So hoch die Jungfräulichkeit geehrt wird, so tief steht andrerseits auch die geschlechtliche Moral der weiblichen Jugend. Leichtsinnige Männer kühlen ihre Lust an kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen, die in ihrer Unwissenheit und Unerfahrenheit nur zu leicht den Verlockungen folgen.[2])

Eine weitere Gefahr für die weibliche Jugend bedeuten manche harmlosen Vergnügungen, wenn die erotische Seite hervorgekehrt wird oder die Männer dabei durch derbe Scherze die Phantasie der jungen Mädchen reizen. Die Mädchen verbringen die Stunden der Erholung in lustigem Geplauder, mit harmlosen Spielen, fröhlichem Gesang und ehrbaren Tänzen. Ringwaldts Sommerlied zeigt uns das Leben und Treiben der Jugend während der Mußestunden:

12. Die ehrbarn Jungfern alle,
Auch in die Blumen gehn,
Erheben Gott mit Schalle,
Züchtig beinander stehn,
Reden von Ehrensachen
Nach frommer Herzen Weis,
Und schöne Kränzlein machen
Von eitel Ehr und Preis.

Dasselbe Bild gewinnen wir aus Günzburgs Rat an die Eltern: „feiertags sollen die junckfrawen mögen am reien

[1]) cf. Wickram, Rollwagenbüchlein 25 und 75; Kirchhof, Wendumuth 334; Lindener, Katzipori 3 und Sachs, Eine klegliche tragedi des Fürsten Concrete, Werke II, S. 22f.

[2]) cf. Gengenbach, Die zehn Alter dieser Welt 194f. Burkard Waldis, Esop IV, 22; Jacob Ruf, Tell 249f.

singen mitteinander on man, die ballen werfen, meister lieder in erberkeit singen.“ (S. 110.) Der Tanz soll ihnen nur einmal während dreier Stunden an einem Tag gestattet sein. Auch Luther gönnt der Jugend gern dieses Vergnügen.[1]) Es ist uns eine Reihe von Spielen überliefert, die, wenn die Teilnehmer nicht das richtige Maß zu halten wissen, die Sittlichkeit gefährden. Dieser Gattung müssen wir auch „das Losbuch“ zurechnen, ein „heiteres Gesellschaftsspiel der Glückszettel und Würfeldeutungen, die dem Frager ein mehr oder minder schmeichelhaftes Porträt entgegenhalten oder ihm in schalkhafter Weise ein freundliches oder trauriges Schicksal verheißen.“[2]) Die Verse von Wickrams „Losbuch“ legen Zeugnis davon ab, daß in weitgehendstem Maße sexuelle Motive bei diesem Spiel Verwendung finden.

Stark erotisch gefärbt sind viele Tänze. In Valentin Boltz „Weltspiegel“ wird der Tanz als der Verbündete der wilden Leidenschaft bezeichnet.[3])

Eindringlich warnt Murner[4]) vor den Folgen „üppiger“, die Sinne erregender und verwirrender Tänze:
(Narrenbeschwörung 50)

27. Wer syn tochter frumm will hon,
Der lass sy an kein dantze gon.
Der schåffer von der nüwen statt[5])
Manches kindt verderbet hat,
Geschendt und bracht umb all syn er.

11. Frumkeit hört nit an den reyen.
Es kumm on dantz pfaff oder leyen,
So hat die erbarkeit ein endt.

---

[1]) cf. Götze, Volkskundliches bei Luther, Weimar 1909, S. 28f. und Clemen, Steinhausens Archiv fur Kulturgeschichte III, S. 28f.

[2]) Näheres Bolte, Einleitg. und Anhang, S. 276f. über Losbücher.

[3]) a. a. o. 2088.

[4]) Über „Tanz und Lied bei Murner“ handelt Spanier Z. f. d. Ph. 26, S. 201f.

[5]) Ein üppiger Tanz jener Zeit, der weite Verbreitung gefunden haben muß, cf. Seidemann, Volkslieder bei Luther und Melanchthon, Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 9, S. 2f. Auch in den Dunkelmännerbriefen erwähnt: „fistulator fistulavit cantilenam de pastore de nova civitate . . .“ (Hutten, ed. Böcking, Anhang S. 50).

In der Tat muß es auf den Tanzböden und beim Spiel gar hoch hergehen, daß so viele warnende Stimmen sich gegen Unsittlichkeiten während der Feste erheben. Was alles noch als „in Zucht und ehren" angesehen wird,[1]) darüber gibt uns Krüger Aufschluß in seinem „Hans Clawert" (S. 20). Auf einer Hochzeitsfeier reiten die Gäste am dritten Tag der Festlichkeiten in die Meiereien. Der Landessitte gemäß nimmt jeder Reiter eine Dame hinter sich aufs Pferd. Um seine Partnerin zu ängstigen, fällt Clawert bald in Trab, und als das junge Mädchen nach einem Halt sucht, reicht er ihm seinen Hosenlatz. Damit nicht genug, zeigt er der ganzen Gesellschaft, „woran sich die Jungfrau gehalten hette. Dessen die Jungfrau noch hefftiger erschrak, lieff eilends zu haus, und kam vor scham nicht wieder zu der hochzeit." Das Interessanteste und für uns Wertvollste an diesem Schwank ist das Morale, in dem der Dichter seinem Helden noch ein Lob zuteil werden läßt für den gelungenen Scherz, der anscheinend keinen der Teilnehmer verletzt hat:

Halt dich also in werck und wortn,
Das wol gefelt ein jederman,
Und keiner drůber klagen kan.
Dann frölich sein in zucht und ehrn,
Das kan man keinem Menschen wehrn.

Nicht minder zweifelhaften Charakters ist die Unterhaltung in den Rockenstuben, den überall in Stadt und Land beliebten

[1]) Hier mag auch die Sitte der Probenächte Erwähnung finden, über die Weinhold I, S. 261f. eingehend spricht. Schweinichen erzählt, er habe in Danneberg, im Lüneburgischen, nach einem Tanzabend mit seiner Dame in einem Bette geschlafen, dem Beispiele zweier andrer Paare folgend: „Ich fraget die Jungfrau, ... was wir machen wollten . . . . saget sie, ich sollt mich zu ihr in ihr Bette auch legen; dazu ich mich nicht lange bitten ließ, leget mich mit Mantel und Kleidern, ingleichen die Jungfrau auch, und reden also bis vollend zu Tag, jedoch in allen Ehren . . . . das heißen sie auf Treu und Glauben beigeschlafen" (S. 38). Diese Probenächte mögen nur zu leicht Unsittlichkeiten im Gefolge gehabt haben; so wendet sich Johann von Schwarzenberg warnend an die Männer, ihren Frauen solche Probenächte nicht zu gestatten. (Büchlein vom Zutrinken S. 33.)

Spinnstuben, in denen während der langen Winterabende die Mädchen und Frauen der Gemeinde zusammenkommen, spinnen, plaudern und mit allerlei Kurzweil die Zeit vertreiben. Eine hervorragende Rolle spielt hier der Klatsch. Die eigene Familie, die Dienstboten, die Verwandten, ja das gesamte Leben des Ortes wird hier durchgehechelt und bekrittelt, und keiner wird hier mit hämischen Bemerkungen verschont. Ein lebenswarmes Bild eines „geschwezig rockenstuben" entwirft Sachs im 86. Schwank (F. u. S. I, 86). Auch den Männern ist der Zutritt zu den Spinnstuben erlaubt. Und wo während der Zusammenkünfte die gute Sitte gewahrt bleibt, da haben unlautere Elemente auf dem dunklen Heimweg Gelegenheit genug zu Unsittlichkeiten. Gerade diese einsamen Gänge nach den Zusammenkünften in den Rockenstuben wie auch die von den Tanzfesten haben häufig sexuelle Ausschweifungen zur Folge.[1])

Wir gewinnen jedoch ein völlig falsches Bild, wenn wir annehmen, die Beeinflussung von außen, sei es durch schlechte Eltern, sei es durch andere Personen, trage die alleinige Schuld an der sittlichen Verkommenheit, die zweifelsohne weiten Kreisen der jungen Mädchen innewohnt. Die Literatur des 16. Jahrhunders bietet eine ganze Anzahl von Beispielen innerlich verrohter, im Grunde ihres Herzens schlechter Mädchen, denen die Befriedigung eines übermäßig stark ausgeprägten Sinnentriebes oberstes Gesetz ist, die in dirnenhafter Sucht nach dem Genuß der Wollust alles andere vergessen.

Zahlreich sind die Schwänke, die von Unsittlichkeiten der weiblichen Jugend erzählen, und es ist auffallend, daß die Verfasser dieser Geschichten gerade die Verkommenheit der Mädchen mit besonderem Ernst an den Pranger stellen. Wenn wir den dort erhobenen Klagen glauben dürfen, muß

---

[1]) Über die Zusammenkünfte in den Rockenstuben cf. Schultz, Deutsches Leben, S. 126f. und C. Wendeler, zu Fischarts Bildergedichten, Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte VII. 1878, S. 305f., Kunkel- oder Rockenstuben, S. 232f.

die Menge der gefallenen Mädchen groß gewesen sein.[1]) Was nun die Darstellung der Unkeuschheit anbetrifft, so ist ein Unterschied unter den einzelnen Schwänken kaum zu finden, es ist immer derselbe Typ, den die Erzähler zeichnen, der gleiche, den auch das Fastnachtsspiel häufiger bietet: ein verliebtes Mädchen, das die sinnliche Seite seiner Liebe stark betont und freimütig von dem quälenden Gefühl spricht, das es während des einsamen Nachtlagers erfüllt.[2])

Manches Beispiel sittenloser Mädchen bieten die Lebenserinnerungen. Von einem Kindermord als Folge schlechten Lebenswandels der Tochter eines städtischen Beamten berichtet der Züricher Stadtschreiber Hans Salat.[3]) Von Sastrow erfahren wir die Zustände in einem andern bürgerlichen Hause: Ein Herzog wohnt bei einem Arzte. Als er der Tochter seines Wirtes eine Zote erzählt, „lachelte sie fein lieblich und freuntlich darzu, und hielten also Haus, das der Teuffel darüber lachen mochte, unnd viell Sagens jn der gantzen Städt daruon war".[4]) Ebenso schamlos ist der Verkehr zwischen jungen Adeligen während des Augsburger Reichstages.[5]) Ein ander Mal gibt der Chronist ein trauriges Familienbild: drei Schwestern aus gutem Hause ergeben sich dem unsittlichen Lebenswandel.[6]) Auch Schweinichen verzeichnet zwei Begebenheiten, die die traurigen sittlichen Zustände in den höheren Kreisen der Gesellschaft illustrieren.[7]) All diese Fälle erbringen den Beweis, daß die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts nicht ohne Grund ihre warnende Stimme erheben.

---

[1]) f. Pauli, Schimpf und Ernst 14; Lindener, Vorrede zum Katzipori; Schumann, Nachtbüchlein 34 und 37; Montanus, Wegkürzer 28.

[2]) cf. Probst, Bauernhochzeit 180 f.; Sterzinger Spiele 18, 418 f. und 532 f.

[3]) Salat, Werke, S. 44.

[4]) Sastrow II, S. 88 f.

[5]) ebenda II, S. 90.

[6]) ebenda II, 106.

[7]) Schweinichen, S. 36 und S. 109.

Dieser Sittenlosigkeit zu begegnen, empfehlen die moralisierenden Werke ein probates Mittel: die Heirat. Den Eltern wird geraten, sie möchten der Tochter möglichst bald einen Mann geben, um zu verhüten, daß das Mädchen seine Ehre verliere. Ein beliebter Vergleich bei Behandlung dieses Problems ist der von der überreifen Frucht, die vom Stamme fällt und verfault, wenn sie nicht gepflückt wird. Sachs sagt (F. u. S. III, 4):

202. Gib deinem kint ein man zv rechter zeit.
204. Ein dochter ist ein obs, das nit lang liget.

Am meisten spinnt der Verfasser der Sterzinger Spiele diesen Vergleich aus. Im 18. Stück spricht der Vater:

67. Wann ainer gewachsnen dieren
ist gleich als ainer zeitign pieren:
Pricht man Sy nit pey zeitn ab,
So velt sy auf dleczt selb herab
Von dem paum auf die erden
Und mueß e zeit faul werden.

II. Kapitel.

Liebe und Ehe.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Unselbständigkeit der jungen Mädchen sich sogar auf die höchsten Lebensfragen erstreckt, und es wird darüber im nächsten Kapitel weiteres zu sagen sein. Doch darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß über die Betonung der materiellen Seite beim Eingehen einer Ehe der Zug des Herzens ganz zurücktrete. Auch das 16. Jahrhundert kennt die tiefinnige, herzliche Liebe, die nach Weinhold die deutsche Literatur aller Zeiten besingt. Daneben allerdings nimmt einen recht breiten Raum die Geschlechtsleidenschaft ein, die mit der wahren Liebe kaum mehr als das Wort gemein hat.

Wie sieht nun ein liebenswertes, ein schönes Weib aus? Mehrere ausführliche Schilderungen der äußeren Reize des Weibes und manche Hervorhebung einzelner Vorzüge ermöglichen es uns, das weibliche Schönheitsideal ebenso vollkommen zu konstruieren, wie es von Weinhold,[1]) Schultz[2]) und Barth[3]) für die ältere Zeit geschehen ist. Wir werden erkennen, daß die Dichter des 16. Jahrhunderts dasselbe Bild zeichnen wie die früheren Werke, und das seltene Hervortreten individueller Züge läßt die Frage gerechtfertigt erscheinen, ob es sich hier nicht mehr um literarische Tradition als um Verarbeitung wirklicher innerer Überzeugung und Äußerung des Zeitgeschmacks handelt.

---

[1]) Weinhold, I. 219 f. (in der 2. Aufl. Wien 1882).

[2]) Schultz, Höfisches Leben, I. 211 f.

[3]) Barth, Liebe und Ehe im altfranzösischen Fableau und in der mhd. Novelle, Palestra Bd. 97, Berlin 1910, 34 f.

Ich stelle zunächst die äußere Charakterisierung der Heldinnen in fünf Romanen von Wickram, Schumann und Montanus, die der Helena im Faustbuch, der Gargalmele in Fischarts Gargantua und die der von Dedekind im Grobianus geschilderten Frau zusammen.[1])

Sie alle sind schön, und um den Lesern von vornherein einen Begriff der körperlichen Reize der gezeichneten Frauen zu geben, beginnt die Darstellung mit einem allgemeinen Urteil. „Auß der massen schön", nennt Schumann die Marcebilla, sowohl als auch die Feronica. Montanus' Iphigenia ist „die aller schönest jungfraw diser gantzen welt". Andere Dichter versuchen, die Schönheit ihrer Heldinnen ins Licht zu stellen, indem sie von der Wirkung auf andere berichten. Die Helena im Faustbuch ist so schön, daß „die Studenten nit wusten, ob sie bey jhnen selbsten weren oder nit, so verwirrt vnd innbrunstig waren sie". Desselben Mittels bedient sich Wickram. Die beiden Schwestern im Knabenspiegel sind „so übermäßlicher schönen gestalt, das in der augen nit gnůg möchten verluhen werden" und die Angliana im Goldfaden gewinnt gleich bei ihrem Eintritt bei Hofe aller Herzen durch ihre Erscheinung: „alle die, so ir ansichtig wurden, si nit einem menschen, sunder einem engel verglichen wurden".

Der Schilderung des Gesamteindrucks der Schönheit folgt eine an Vergleichen reiche Beschreibung der einzelnen Vorzüge, doch fehlt es — von Fischart abgesehen — den einzelnen Dichtern an charakteristischen Mitteln. An sich sind die herangezogenen Bilder voll poetischer Schönheit, aber durch die häufige Wiederkehr desselben Vergleichs für die Ausmalung der Reize wirken sie doch eintönig.

Im Mittelpunkt der Darstellung der Reize des Weibes stehen Haar und Augen, Wangen, Hals und Mund. Das Haar

[1]) cf. Wickram, Knabenspiegel, S. 51, 19 f.; Goldfaden, S. 329, 17 f.; Schumann, Nachtbüchlein 22, S. 91, 28 f.; 49, S. 299, 35 f.; Montanus, Cymon und Iphigenia, S. 239, 19 f.; Faustbuch, S. 96; Fischart, Gargantua, S. 111 f.; Dedekind, Grobianus 2126 f.

ist blond und glänzend wie Gold: „glitzend schön goldtfarbes har“ (Dedekind); „lang goldgelb Haar, ja Haargespunnen Gold“ (Fischart). Es krönt in reicher Fülle das Haupt: „so lang, daß es jr bis in die Kniebiegen hinab gienge“ (Faustbuch). Gelocktes Haar erwähnt Wickram: „ir har gelb und etwas gekreußlet“ (Goldfaden). Das Auge ist dunkel, entweder braun oder schwarz: „ir äuglein braun“ (Schumann 22). Seine Schönheit wird durch verschiedene Vergleiche genauer beschrieben: „mit schönen Kollschwartzen Augen“ (Faustbuch). Begeistert malt Wickram: „Die euglein, wie schon und klar die gewesen, kan ich nit volloben; sie kondt auch deren so lieblich gebrauchen, das nit zů schreiben ist“ (Knabenspiegel); „ir euglein nach falckenart klar und geschwind“ (Goldfaden).

Ebenso schöne Vergleiche stehen den Dichtern zur Verfügung, wo sie vom Weiß und Rot des Gesichts erzählen. Die Stirn ist weiß und glatt, ihre Schönheit wird gehoben durch dunkle, leicht geschwungene Augenbraunen. Der Teint ist zart und weiß. Nur die Wangen sind rosig gefärbt und wirken am anmutigsten, wenn sich darin Grübchen zeigen:

Ir schön angsicht sowol rundiert,
Ir glatte Stirn so wol formiert,
Weiß wie ein schönes helffenbein,
Oder ein weißer marmelstein,
Breit glat, vnd klar, von farben gut,
Getemperiert wie milch vnd blut,
Als weisse gilgen seind gestalt,
So man darzu rot rosen halt.

(Dedekind.)

„Ir Stirn, erhaben glat und wolgeziert mit gebogen schmalen augbrâulein ..... ire wenglein schon mit kleynen grûblein bekleydet, lieblich rosiniert“ (Knabenspiegel); sie war so weiß als ein lilge, darunder ir wänglein vermischet mit schöner roter farbe gleich den schönen rosen (Schumann, 22).

Wickram erwähnt im Knabenspiegel auch eine brünette Schönheit. Nachdem er die eine Schwester beschrieben hat, sagt er von der anderen, sie gleiche ihr, allein das sie ein wenig brauner was an farb (S. 52, 2).

Wie die Wangen dem zarten Rosa der Rose, so ähneln die Lippen dem tiefen Rot des Rubins: „ihr mundt bran als als ein liechter und rotter rubin“ (Schumann, 49). Dieses Bild finden wir häufig, Abweichungen bieten das Faustbuch („Lefftzen rot wie kirschen“) und Fischart („Corallenmündlein und der Lefftzen Presilgenrot“).

Aus diesem Rot leuchten die kleinen weißen Zähne: „schmal und klein nach rechter ordnung gesetzt“ (Goldfaden).

Der schlanke Hals ist weiß, zart und durchsichtig: „rund unnd langlecht, weiß als der schnee“ (Goldfaden); „..... einem liechten und weißen hälßlein, daran man sah ihre schöne und klare äderlein in ihrem fleisch stehen“ (Schumann, 22). Dieses mehrfache verwandte Bild variiert Fischart: „schwanenweiß Schlauchkälchen, dadurch man wie durch ein Mauranisch Glaß den roten Wein sahe schleichen“.

Die Nase ist lang und gebogen: „ihr neßlein langlecht und nit gar zu scharpff“ (Knabenspiegel).

Endlich hören wir noch einiges von den übrigen Reizen des Körpers, besonders Figur und Busen werden gepriesen. Das schöne Weib ist schlank, groß und grad gewachsen: „gar artlich proportzioniert“ (Knabenspiegel); „eine langlichte auffgerichte gerade Person“ (Faustbuch). Klein und fest ist der Busen: „wolgeschickte prüstlein“ (Montanus); „apffelrunde vnd lindharte Marmol Brůstlein“ (Fischart). Fischart kann sich nicht genug tun, die Reize schöner Brüste zu preisen. In immer neuen Vergleichen malt er sie, wie er auch andere Vorzüge eingehender beschreibt als die übrigen Dichter. Mehrfach hervorgehoben wird von intimeren Reizen nur noch „die weych schwanger und rhan“ (Goldfaden).

Betrachten wir die Schilderung der weiblichen Schönheit in der Literatur des 16. Jahrhunderts und stellen wir sie der früheren Zeit gegenüber — am meisten instruktiv ist wohl der Vergleich mit der Beschreibung der Frauenschönheit, wie sie die mhd. Novelle in dem oben zitierten Buch von Barth bietet —, so ergibt sich, daß es nicht allein dieselben Vorzüge sind, die die hier herangezogenen Werke häufiger nennen, sondern

auch, daß sogar die künstlerischen Mittel, diese Reize zu malen, genau übereinstimmen. Wenn wir von Fischart absehen, der hier wie stets mit einem reicheren Wortschatz arbeitet, können wir feststellen: es kommt kaum ein Vergleich vor in der betrachteten Literatur, den wir nicht schon in der mhd. Novelle nachweisen können, und ebenso sind die Epitheta fast stets dieselben. Andererseits lehrt die weitgehende Übereinstimmung der Schilderung der Frauenschönheit innerhalb der Dichtung des 16. Jahrhunderts, wie wenig die Verfasser aus ihrer eigenen Phantasie, aus ihrem pessönlichen Erleben herausschaffen.

Was die Literatur des 16. Jahrhunderts außer dem Erwähnten an äußerer Charakteristik der Frau überliefert, beschränkt sich auf einige wenige immer wiederkehrende Bemerkungen. Das liegt im Wesen der Fabeln und Schwänke wie der Fastnachtsspiele und Dramen, wo zu eingehender breiter Schilderung keine Gelegenheit ist. So bedient sich Sachs, wenn er ein liebenswertes Weib schildert, der Ausdrücke „schön", „zart", „wolgestalt", „adelich", „fein".

Häufiger sind in diesen Gattungen der Literatur Karikaturen. Ich zitiere als Beispiel die Schilderung, die ein Liebhaber in Sachs's 62. Fastnachtsspiel von einer Frau gibt:

7. Die hat so schone rote schenckeln
Die waren vnden vmb den enckel
Eben so dick, als sie warn oben.

11. .....vnd het ein grosen puesn, ain follen.

Ebenso derb und zotenhaft sind die allgemein im 16. Jahrhundert bekannten und oft in der Literatur erwähnten Verse, die die besonderen Vorzüge der Mädchen der einzelnen deutschen Landschaften nennen.[1])

Wie denken nun die Dichter über den Wert der Schönheit? Wir sahen, daß den Heldinnen der Romane ohne Ausnahme hervorragende Reize eigen sind. Ist hier der Besitz körperlicher Vorzüge etwas Selbstverständliches, so warnen

[1]) cf. Fischart, Gargantua S. 111.

die moralisierenden Werke häufig vor einem Überschätzen dieser Eigenschaften. Durch zahlreiche Mahnungen wird darauf hingewiesen, wenn es sich um eine ernsthafte Neigung handelt, nicht diese äußeren Vorzüge entscheiden zu lassen, sondern Tugenden. Reinheit, Beständigkeit und Treue, häusliche Fähigkeiten und Gaben des Gemüts, weibliche Scham und liebes Wesen sollen den Mann gefangen nehmen; denn das sind Eigenschaften, die dauerndes Glück verbürgen.

Wo man ein wib hat vß erlesen,
So hat man all zyt die genummen,
Die mit frow schammen dar ist kumme,

sagt Murner in der Gauchmatt (380). Burkard Waldis[1]) und Sachs[2]) wägen mehrfach Schönheit und Gaben des Gemüts gegeneinander ab, und auch Fischart gibt der Überzeugung Ausdruck, daß zwar das Äußere des Weibes zunächst das Interesse des Mannes erwecke, daß aber Charaktereigenschaften das Entscheidende bei der Wahl einer Gattin sei.[3])

Von reiner Neigung hören wir, wenn wir die Masse der Werke in Betracht ziehen, die die Beziehungen zwischen Mann und Weib zum Vorwurf haben, recht wenig. „Die innige, durch Geist, Gemüt und Leib dringende zwei Seelen verschmelzende ewige Kraft, die wir mit einem schönen Wort Minne heißen“,[4]) tritt uns selten entgegen. Eingehende Schilderungen des Entstehens und der Wirkung der Liebe bietet die Prosaliteratur. Was wir in ihr jedoch vermissen, ist das Mitschwingen der Seele des Dichters. Wie die weibliche Schönheit immer wieder mit denselben Mitteln dargestellt wird, so haftet auch der Beschreibung des Erwachens und Wachsens der Liebesleidenschaft etwas Schablonenhaftes an. Die Worte Tiedges: „die Liebe der Wickramschen Roman-

[1]) Esop I. 81, 37 f. und I. 28, 13 f.
[2]) Sachs, F. u. S. V., 696, 19 f. und II, 368.
[3]) Fischart, Ehezuchtbüchlein 16, 1 f.
[4]) Weinhold, S. 229.

helden und Heldinnen ist nicht die leidenschaftliche Liebe der Südländer, der wir in Decamerone begegnen. Romantisch blaß geradezu sieht die Liebe in Wickrams Romanen aus",[1]) besitzen, wie wir bei näherer Betrachtung einiger Schilderungen des Erwachens und Aufblühens der Neigung ersehen, außer für den Colmarer Dichter auch für die Verfasser anderer herangezogenen Werke Gültigkeit.

Ich wende mich zunächst der Betrachtung der Romane Wickrams zu. In Rücksicht auf die umfassende Analyse der Motive in den Dissertationen von Tiedge und von Fauth[2]) kann ich mich darauf beschränken, die künstlerischen Mittel, mit deren Hilfe dle Leidenschaft zur Darstellung gebracht wird, herauszuheben. Ich betrachte sodann noch einige andere Romane, deren Verfasser sich, wie wir feststellen werden, derselben Technik bedienen wie Wickram, und fasse endlich das Charakteristische in der Darstellung der Liebe im Roman des 16. Jahrhunderts zusammen.

Eine lange Beschreibung der Liebesqual des Mannes gibt Wickram in seinem „Ritter Galmy", einer Bearbeitung des durch die ganze Weltliteratur gehenden Stoffes von der unschuldig verfolgten Frau.[3]) Galmy liebt die Herzogin, deren Schönheit und Tugend ihn begeistert. Er weiß, daß sie seine Frau nicht werden kann, ist aber auch überzeugt, daß es ohne sie für ihn kein Glück gibt. So legt er sich nieder, um den Tod zu erwarten. Sein Freund Friderich, der sich besorgt nach ihm erkundigen will, hört sein „klägliches seufftzen und klagen (S. 5, 22). In Galmys Zimmer tretend, findet er den Ritter „verkert in seinem beth ligen" (S. 6, 1). Der Trost des Freundes vermag nicht seinen Schmerz zu lindern. Die Herzogin, der Friderich von der Leidenschaft Galmys berichtet hat, eilt mitleidig zu ihm, sie findet ihn „onmechtig ligen" (S. 14, 14). In stummer Scham steht er dann vor ihr.

[1]) H. Tiedge, Jörg Wickram und die Volksbücher, Göttinger Diss. Hannover 1904.

[2]) G. Fauth, Jörg Wickrams Romantechnik, Straßburger Diss. 1914,

[3]) Boltes Einleitung S. VI.

Erst nachdem er erfährt, daß die heimlich Geliebte über seine Gefühle für sie durch den Freund aufgeklärt ist, verläßt ihn die Scheu, und ruhig erzählt er die Geschichte seiner Liebe. Zwei Monate liegt der Beginn seiner Leidenschaft zurück. Damals hat er die Herzogin auf ihr Geheiß über einen Bach geführt, diese erste Berührung hat sein Schicksal entschieden. Die Aussprache mit der Geliebten gibt ihm die Ruhe wieder.

Während Wickram im „Ritter Galmy“ einen alten französischen Sagenstoff benutzt und diesem „frei gestaltend und ausschmückend vieles Eigene hinzugefügt,“ [1]) schafft er in seinem „Gabriotto“ den ersten Roman in Deutschland, dessen Stoff selbständig erfunden ist. Sein Vorwurf ist die Liebe, die alle Standesunterschiede überwindet. Wie im „Galmy“ genügt auch hier die erste Begegnung, die Liebe zu entflammen (S. 205, 18 ff.). Ebenso schnell entscheidet sich das Schicksal Reinharts und Rosamundes. Die Allmacht der Liebe, gegen die es keine Möglichkeit des Entrinnens gibt, wird betont (S. 213, 13 ff.). Heftiger wird die Leidenschaft, als Rosamunde dem Geliebten als Zeichen ihrer Wertschätzung ein Kleinod überbringen läßt: „Von tag zu tag die liebe sich in inen beyden meret, deßgleichen auch die liebe Rosamunde gegen Reinhart wachsen thet, also das in kurtzer zeit diese alle vier keins des andren halben keinen zweyffel der liebe halben tragen dorfft“ (S. 215, 31 f.). Besonders Gabriottos Fertigkeit in allen ritterlichen Künsten läßt das Herz des liebenden Weibes höher schlagen. Lange geht sie mit sich zu Rate, ob sie dem Geliebten offen ihre Leidenschaft bekennen solle. Sie verwirft diesen Gedanken jedoch als einer ehrbaren Jungfrau unwürdig, will aber durch „fûgliche weg“, durch heimliche Augen- und Zeichensprache, ihre Liebe offenbaren (S. 221, 22 f.). Nachdem sie jedoch der Liebe Gabriottos gewiß geworden ist, ergreift sie selbst die Initiative, um in den Besitz des Geliebten zu gelangen (S. 231, 22 f.).

Auch im Goldfaden Wickrams kommt die Überwindung

---

[1]) Boltes Einleitung S. XV.

der Standesschwierigkeiten durch zwei liebende Menschen zur Darstellung. Die sentimentale Schilderung der Liebe zwischen der reichen Grafentochter Angliana und dem armen Küchenjungen Lewfrid weist manche den ersten Romanen Wickrams verwandte Züge auf. Auch hier sind die Beteiligten durch Schönheit und Tugend ausgezeichnet. Wie Galmy und Gabriotto wird der Held plötzlich von der Leidenschaft ergriffen (S. 281, 18 f.). Die Sehnsucht nach der Geliebten raubt ihm die Ruhe; nur solange er alles, was Erinnerung an sie wecken könnte, vermeidet, besitzt er den inneren Frieden (S. 283, 27 f.). Um so unmittelbarer bricht die Leidenschaft hervor, nachdem er als Kammerbub in den Dienst der Geliebten gekommen ist (S. 285, 3 f.). Angliana jedoch ahnt, trotzdem sie seine Seufzer hört, und annehmen muß, daß das Lied, welches er ihr vorsingt, ihr gewidmet ist, noch nichts von der Tiefe seines Gefühls für sie (S. 290, 15 f.). So heiß ist die Liebe Lewfrids, daß er für die Geliebte gern Schmerzen erträgt. Den Goldfaden, den sie ihm gibt, verwahrt er in einer Wunde in seiner Brust, die er sich selbst beigebracht hat (S. 291, 1 f.). Nach dem Verbleib des Geschenkes befragt, öffnet er die Wunde vor Anglianas Augen. Diese Handlung macht ihr seine Neigung offenbar, und sofort wird auch sie von Leidenschaft ergriffen: „Von der stund an ward Angliana gar hart mit dem pfeil der liebe Cupidinis verwundet“ (S. 293, 22 f.). „. . . . hab jetzundt kein ander sinnen noch gedancken meer dann allein nach Lewfriden, ... so offt sie bedencken ward den großen schmertzen, so er von irentwegen gelitten“ (S. 294, 12 f.). Auch hier erzählt der Dichter von der Wirkung der Liebe auf das Äußere des Menschen. Die Freundinnen Anglianas beobachten „die manigfalten verenderung der farb unnd angesichts“. Und wiederum ist es mit ihrem Siechtum vorbei, nachdem sie dem Geliebten in einem Brief ihre Neigung gestanden hat. Endlich kommt es zum Abschluß der endgültigen Verbindung durch das Vorgehen des liebenden Weibes, wobei wie im „Galmy“ und im „Gabriotto“ die Reinheit der Liebe betont wird.

Minder romantisch als in den drei betrachteten Werken ist die Liebe in Wickrams „Von guten und bösen Nachbarn". Hatte der Dichter im „Goldfaden" schon das Erwachen der Liebe in seinem allmählichen Wachsen zur Darstellung gebracht, so ist in diesem Roman „die Entwicklung des Liebesmotivs überraschend fein durchgeführt im Verhältnis zur Zeitkunst".[1]) Hier führt die gemeinsam verlebte Jugend die Herzen zweier Bürgerkinder zusammen: „Dise zwey jungen und wolgezogenen kinder wuchsen also miteinander auff, also das sie vil umbeinander wonten. Von semlicher täglicher beywonung enzünt Cupido ein züchtige und freundtliche liebe in inen, das keins rhu haben mocht, wann es nit wußt, wie die sach umb das ander stůnde" (S. 183, 29 f.). Wie der Ursprung sind auch die Äußerungen der Liebe, die der Dichter schildert, menschlich näher liegend als in den andern Romanen. Auch hier ergreift Unruhe die Liebenden; aber die Symptome sind nicht so romantisch dargestellt. Der Jüngling verfertigt seiner Geliebten einen Ring, um ihr einen Beweis seiner Liebe zu geben: „er weder tag noch nacht růen mag, er sinnet im gantz fleissig nach, was er zu yeder zeit anfahen und schaffen sol, damit er seiner liebsten junckfrawen zum besten gedienen und ir zu gefallen moge sein" (S. 184, 25 f.). Zum Neujahrsfest wechseln die Beiden Geschenke. Während das Mädchen sich ihres Angebindes freut, wird sie überrascht, und ihre Liebe wird offenbar. Diese Entdeckungsszene gewährt uns einen schönen Blick in das Herz des liebenden Weibes. Immer wieder betrachtet es den Ring, küßt ihn und hält Zwiesprache mit ihm, als sei es der Geliebte selbst: „..... stackte sie es von einem finger an den anderen, darnach küßt sie das zů tausent malen, dann so verwand sie es widerumb in ein schönes seidines tuchlin, trůge das zů allen zeiten bey ir ..... fing an mit irem ringlin zů gefätterlen und nit anderst mit im zů sprachen, als wann ein mensch bey ir gewesen und ir red und antwort gegeben hett" (S. 186, 3 f.).

---

[1]) cf. Fauth a. a. O., S. 31.

Vielfach von Wickrams „Galmy“ und „Gabriotto“ und von Veit Warbecks „Magelone“ beeinflußt ist die „Geschichte von Christoph von Mümpelgart und Veronica von England“ von Schumann (Nachtbüchlein 22)[1]). Auch hier finden wir zwei Menschen, die in „statlicher und unverkerter lieb“ (S. 104, 34 f.) aneinander hangen, die aber zunächst durch die Standesunterschiede getrennt sind, und erst nach vielfachen Irrfahrten, während derer ihre Liebe nicht erlischt, sich vereinigen können. Christoph erringt die Neigung der Jungfrau durch sein edles Wesen und durch seine männliche Kraft, die er bei ritterlichem Spiel beweist: „Hat mich die schöne, auch zucht und tugent umbfangen“ (S. 102, 20 f.). Die Liebe auf den ersten Blick wird auch hier geschildert. „Wirt derhalben von stund an inn ein strenge und harte liebe verwundet“ (S. 87, 4), heißt es von der Wirkung Veronicas auf Christoph. Beim Mahle sitzen beide einander gegenüber und in einer stunde ihr beyder hertzen entbran unnd mit liebe verwundt ward, das sie mainten, es wurde ihnen ir hertz im leib zerbrechen vor großer liebe im anfang“ (S. 91, 25 f.). Die Nacht bringen die Liebenden in Sehnsucht und ruhelosem Nachsinnen zu, und der folgende Tag vertieft nur ihre Neigung: „die lieb zu nam wie ein fewer, so man dem nit wöhret, das bald groß wirt“ (S. 96, 1 f.). Wieder ist das Weib der aktive Teil. Durch seine Anregung kommt eine Aussprache zustande. Auch der Standpunkt Veronicas gleicht dem der Heldin der Wickramschen Romane; auch sie betont als erste Bedingung, daß die Liebe Christophs rein sein solle.

Die Liebe eines einfachen Ritters zu einer Königstochter bildet auch den Vorwurf zu einer andern Verherrlichung reiner Leidenschaft in Schumanns „Nachtbüchlein“ (49). Auch hier arbeitet der Dichter wieder mit denselben Mitteln.

---

[1]) Schon Gervinus hat darauf hingewiesen, daß Schumanns Roman von der Magelone beeinflußt ist. Daneben kommt als zweite Quelle vielleicht eine 1515 von Peter Wernher verdeutschte italienische Erzählung von Phyloconia und Eugenia in Betracht, cf. Bolte in den Anmerkungen zur Ausgabe des „Nachtbüchlein“ S. 398 f.

Er betont die Echtheit und Lauterkeit der Gefühle der Liebenden: „ein freye unnd rechte, auch stattliche liebe mit aller zucht unnd erbarkeit, wie dann zwey liebhabenden einander sollen lieben, die nicht einander lieben von der unzucht wegen, sonderen von natürlicher liebe wegen, die gott selber hat eingesetzt im paradeyß“ (S. 300, 12 f.). Die Ursache der Liebe ist dieselbe, wie in den schon betrachteten Werken: „..... Marcebilla horte vil lobes und gůttes von dem ritter Florio, auch so sahe sie sein zuchte und tugent sampt der grossen mannheit offt selber“ (S. 300, 8 f.). Auch die Schilderung der Folgen der Liebe, schweres „Siechtum“, stimmt überein mit den anderen Beschreibungen: „..... setzt ir Venus so hart zu, dz sie vor grosser liebe in ein schwäre unnd harte kranckheit fiele“ (S. 305, 32 f.). Wie die Philomena im „Gabriotto“ hat auch Marcebilla einen inneren Kampf zu bestehen, ehe sie sich entschließt, sich dem Geliebten in einem Brief zu offenbaren. Also auch hier kehrt der Zug wieder, daß das liebende Weib den ersten Schritt zu einer Annäherung tut. Wieder ist es das Bild vom „pfeyl Cupidinis“, der den Menschen sticht und verwundet, mittels welchem die Gewalt der Leidenschaft nahe gebracht werden soll (S. 300, 30 f.). Ebenso entspricht die Schilderung der Aussprache der Liebenden — Versicherung reiner Neigung und darauf Verlobung — den analogen Teilen der anderen betrachteten Werke. Die schwere Krankheit, die die Folge der Aufregungen der Marcebilla ist, veranlaßt den König, an das Bett seiner Tochter zu kommen. Er gibt, da er die Reinheit der Gefühle des Ritters und seines Kindes erkennt, seinen Segen.

Überblicken wir die eben herausgearbeiteten Symptome für das Erwachen der Liebe, ihre Ursachen und ihre Folgen noch einmal! Wir erkennen, wie wenig die Persönlichkeit des Dichters, seine eigene Beobachtung und die innere Verarbeitung des Gesehenen in diesen Werken sich offenbaren. Und wenn wir Wickram als den Schöpfer des ersten selbständigen deutschen Romans bezeichnen, so dürfen wir nicht übersehen, daß, wenn auch die Fabel des „Gabriotto“ originell

ist, jedes einzelne Motiv doch aus der Überlieferung übertragen wurde.[1])

Vergleichen wir die Mittel für die Darstellung der Liebe in den Romanen des 16. Jahrhunderts mit denen der mhd. Zeit, so ergibt sich eine große Übereinstimmung der Technik. Die literarische Tradition macht sich, wie bei der Schilderung der Schönheit, also auch hier geltend.

Die Leidenschaft wird erregt durch den Anblick. Die erste Wahrnehmung der körperlichen Reize genügt meist, eine unauslöschliche Leidenschaft zu entfachen. Neben äußeren Vorzügen wirken innere Eigenschaften, bei der Frau Gaben des Herzens, die sich in züchtigem Wesen äußern, beim Manne ritterliche Gesinnung und Heldenmut. Die Liebe ist eine Macht, die von außen kommt, und plötzlich und unwillkürlich vom Menschen Besitz ergreift. Um die Natur der Leidenschaft zu beschreiben, bedienen sich die Dichter der bildlichen Ausdrucksweise, sie personifizieren sie als eine göttliche Frau, die dem Menschen ihren Pfeil ins Herz schießt, oder ein Feuer im Herzen entzündet. Oder auch ist vom Pfeil Cupidinis die Rede. Diese Bilder finden wir schon im mhd. Minnesang, in den sie aus der provencalischen Liebeslyrik übernommen werden.[2]) Konventionell ist auch die Schilderung der Wirkung der Liebe: die Verliebten sind körperlich und seelisch gebrochen, sie sind unfähig, sich gegen die Gewalt des Gefühls zu wehren, ja, ihr Schmerz ist so groß, daß der Körper die Spuren ihres Leidens trägt. Die Sehnsucht raubt ihnen ihre Kraft, sodaß sie ihr Lager aufsuchen müssen und sich den Tod wünschen.

Fragen wir nun nach dem Charakter der Liebe, so finden wir in wesentlichen Zügen Übereinstimmung mit der Liebe der höfischen Zeit. Die beiden ersten charakteristischen Momente dieser höfischen Liebe bezeichnet Barth[3]) mit den

---

[1]) cf. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar, Quellen und Forschungen 21, Straßburg 1877, S. 48.

[2]) Barth a. a. O., S. 143 (vgl. S. 78 f.).

[3]) cf. Barth a. a. O., S. 78.

Worten: „Der Ritter ist der Sklave seiner Dame. Darin steckt ein verstecktes masochistisches Element, wie überhaupt in dieser Art von höfischer Liebe. Er sucht etwas darin, um ihretwillen alle Leiden und Schmerzen auf sich zu nehmen, ihren leisesten Winken zu gehorchen. Die Dame aber hat den Ehrgeiz, und das ist das zweite charakteristische Moment, diesen ihren ergebenen Diener zum vollkommensten Ritter zu machen. Er soll in jedem Turniere siegen, soll an ritterlicher Zucht und Ehre alle übertreffen, denn es ist ja ihr Ritter und seine Ehre ist ihre Ehre.“ Unschwer lassen sich bedeutende Anklänge an diese Auffassung festlegen. Das „masochistische Element“, von dem Barth spricht, finden wir im „Goldfaden“ sogar besonders betont. Dagegen ist der Ehrgeiz der Frau im Hinblick auf den Geliebten nicht derartig betont, wie auch das dritte von Barth angeführte Moment, die Darstellung der höfischen Liebe als eine Wissenschaft, in diesen Romanen des 16. Jahrhunderts nicht zu finden ist. Trotz des Einflusses der höfischen Zeit ist die hier geschilderte Liebe eine Liebe des Herzens. So entspringt auch die Freude an den Heldentaten des Geliebten nicht egoistischem Ehrgeiz, sondern einem edlen Stolz über die Eigenschaften des verehrten Mannes.

Ist in der Schilderung der Liebe in den Romanen eine gewisse Einförmigkeit zu konstatieren, die auf Verwendung derselben Kunstmittel in den einzelnen Werken zurückzuführen ist, so ist dasselbe für das Drama zu sagen. Mit Recht weist Creizenach[1]) bei der Besprechung der romantischen Stücke des Hans Sachs auf diese Tatsache hin. „Wenn der oder die Liebende den Gegenstand seiner oder ihrer Leidenschaft erblickt und in einem Monolog, gewöhnlich mit der stereotypen Formel: „So schön und so adelich — So auserwählt und gar untadelig“ sein oder ihr Entzücken äußert, so geschieht dies ganz in derselben Art, ob eine Jungfrau redet oder ein keuscher Jüngling oder ein Verbrecher, der einer unschuldigen Frau nachstellt“. Der Schmerz der unglücklich Liebenden äußert

[1]) Creizenach, Geschichte des neueren Dramas III, S. 428.

sich in langen, durch gesuchte Vergleiche und großen Wortschwall ermüdenden Monologen. Ich erwähne Wolfhart Spangenbergs Tragödie „Saul“, in der wir eine derartige sentimentale Seele finden. Michal, Sauls Tochter, liebt David, der den Neid des Königs wegen des durch die Besiegung Goliaths errungenen Rufs erregt hat. Saul will ihn töten. Verzweifelt fleht Michal um Gnade für den Geliebten. Als sie schroff abgewiesen wird, beklagt sie in einem langatmigen Monolog ihr Unglück (2060 f.). Sie will, wenn David den Tod erleiden soll, mit ihm sterben; denn das Leben ohne ihn erscheint ihr nicht lebenswert:

2080. Was sol jch mehr bei Menschen thun?
Solt Ich mich auch hinfort erzeygen
Bey den Jungfrawen an dem Reygen?
Niemand wird mich mehr horen singen
Ich werd auch keim Hoffnung bringen. . . .

Sie vergleicht sich mit einem vereinsamten Vogel, dann mit einer Blume:

2106. Eim blůmlein wird man mich gleichachten,
Das frůh empor hebt sein Håuptlein
Wann herfůr bricht der Sonnenschein.
Welchs die scharff Senß abhawt behend,
Vnd wird durch strenge Hitz verbrennt. . . . .

So wird mit breiter Redseligkeit die Liebe geschildert. Endlich rafft sich Michal auf. Statt dumpfer Resignation erfüllt die Sehnsucht, den Geliebten zu retten, ihr Herz. Mutig geht sie ans Werk, befreit David und erwartet dann ruhig die Rache ihres Vaters.

Fastnachtsspiel, Fabel und Schwank gewähren nur geringe Ausbeute für die Untersuchung der Auffassung reiner Liebe. Selten kommt hier die lautere Neigung zweier Menschen zur Darstellung; nur in den „Beschlüssen“ der Spiele, in der den Fabeln angehängten „Moral“ kommt dieses Thema zur Sprache. Es ist meist ein Hinweis darauf, welches Glück die lautere Leidenschaft dem Menschen bereitet im Gegensatz zur Geschlechtsleidenschaft, deren unglückselige Folgen die Dichtung schildert. Das schönste dieser Art finden wir bei Hans

Sachs. Er preist die Zeit der jungen Liebe (F. u. S. I 55 ff.) und die Freuden der heimlichen innigen Gemeinschaft (F. u. S. I, 125 f.). Er weiß, daß die Gewißheit treuer Liebe alles Leid vergessen läßt und wahre Neigung die Liebenden untrennbar vereinigt (I. Fsp. 101 f.). Den Zauber des tiefsten Geheimnisses der Menschenseele besingt er in den Worten:

35 Fsp. 208. Die war lieb wont nit alle zeyt
In viel geber vnd sussen worten,
Sonder heimlich int Hertzen pforten
Ligt sie stil vnd schweigendt beschlossen
Vnd wirt mit forcht vnd scham außgossen;
Geschmuckter Wort thut jr gebrechen.

In der gesamten bisher betrachteten Literatur haben wir mit Ausnahme einzelner moralisierender Einflechtungen keine Urteile über die Liebe, die individuelle Färbung tragen. Solche bietet dagegen die lateinische Kunstpoesie des 16. Jahrhunderts, wo gelehrte Dichter Leiden und Freuden ihres Liebeslebens dichterisch gestalten und wo wir trotz der fremdartigen Form ein Menschenherz schlagen hören. Ein Bekenntnis wahrer Herzensneigung gibt Petrus Lotichius in seinen Gedichten an Claudia. Das klare und reine Bild der Geschichte dieser heißen Dichterliebe hat Ebrard gezeichnet. Ich zitiere eine Ode, in der er die Seligkeit seines Glücks besingt:[1])

..... schaust du, Gärtlein, viele süsse Vorgänge,
Mit an; du siehst mein Mädchen, wie's bekränzt dasitzt,
Rückwärts geneigt, samt mir des leisen Traums Beute;
Wie sie, ein zart' Gewind mir um das Haupt flechtend,
Die Hände mir entgegenstreckt, den Lohn fordernd,
Anmutig in den Arm mir schlüpft und sanft schmeichelt.
Dann funkeln unter Lachen ihr die Blauäuglein,
Und schäkernd neckt sie mich ob meiner Herzgluten,
Un gibt mir schnäbelnd all die tausend Saftküsschen,
Die ich erbitt', und giesst mir ihrer Brust Atem
Ins Herz. . . . . .

An Claudias Gärtlein S. 69.

[1]) Ich zitiere die lateinischen Verse nach Ellinger, Deutsche Lyriker des 16. Jahrhunderts, Berlin 1893. Für das andere Zitat benutze ich Ebrard, Peter Lotich der Jüngere, Gütersloh 1883.

Schon träumt der Dichter von ehelichem Glück; aber er wird grausam enttäuscht. Die Geliebte bricht ihm die Treue und er klagt:

Sic fallax praelusit Amor: nox omnia vertit,
Longaque post actum ver breve coepit hiems.
Nam pudor a tumidae cum cederet ore puellae
Nec caperet fastus facta superba suos,
Immemor ipse mei, quo spes minor, acrius arsi,
Spumeus in brevibus ceu furit aestus aquis.
Ad Joannem Hagium elegia 19.

Fragen wir nun zum Schluß der Untersuchung der Auffassung der Liebe in der betrachteten Literatur, was das Bedeutsamste an unserm Ergebnis ist. Es ist dies: Auch das 16. Jahrhundert, die Zeit, wo der von Sebastian Brant erfundene neue Heilige St. Grobian allgemeine Verehrung findet, bringt eine Reihe von Werken hervor, die von reiner Liebe erzählen, die das liebende Weib darstellen, dem schöne Eigenschaften des Charakters und äußere Vorzüge des Mannes das Herz höher schlagen lassen, die den liebenden Mann schildern, der durch äußere und innere Schönheit des verehrten Weibes begeistert ist.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob den Verfassern dieser Werke, die so vieles der literarischen Tradition entnehmen, das Leben ihrer Zeit kein Material zur Verarbeitung biete. Besteht die lautere Leidenschaft nur in der Illusion und ist in der realen Welt reine Liebe nicht vorhanden? Die Memoirenwerke mögen uns Aufschluß geben. Sie bestätigen, was die Kunstpoesie, wie auch die andern nach den Romanen angeführten Dichtungen ahnen lassen. Von den fünf herangezogenen Selbstbiographien beschäftigen sich drei eingehender mit dem Problem der Liebe, und diese liefern den Beweis, daß innige, treue und reine Neigung auch im 16. Jahrhundert keine Seltenheit ist.

Am kürzesten, aber nichtsdestoweniger deutlich, äußert sich Bartholomäus Sastrow zu der Frage. Er sagt, er habe bei der Wahl einer Gattin nicht auf die Mitgift gesehen, sondern allein die Persönlichkeit des Weibes ausschlaggebend

sein lassen. Noch schöner tritt dies zutage, indem Sastrow von der unglücklichen Liebe seines Bruders erzählt. Dieser liebt ein gutes, reines Mädchen, das er aber wegen des Widerstands der Eltern nicht heimführen kann. Der Eindruck dieses Erlebnisses ist so gewaltig, daß sein Lebensglück dadurch zerstört wird. Wir entnehmen das den Worten: „Derwegen ich meinen Bruder nach der Zeitt nie recht frolich gesehen“ (II, S. 265).

Felix Platters Lebensbeschreibung lehrt, „wie auch unter dem Eigennutz der Familien zarte Neigung aufblühte“.[1]) Platters Vater und ein Freund haben schon, als ihre Kinder noch ganz jung waren, eine Heirat zwischen Felix und der Tochter Magdalene des Freundes verabredet. Als der junge Platter nach Beendigung seiner Studien in die Heimat zurückgekehrt ist, stellt sein Vater „die sachen an, das er mit seiner zukunftigen kente und sy mit ihm“ (S. 298). Er vermittelt einen gemeinsamen Spaziergang, während dessen die Liebe der beiden Versprochenen erwacht. Zuerst sind sie schüchtern und grüßen sich „nit on verenderung der farben“, aber bald kommen sie in ein lebhaftes Geplauder, und bei Lautenspiel, Scherz und Tanz genießen sie den schönen Maientag. Wie zart die Bande sind, die das junge Glück um die Liebenden spinnt, ersehen wir aus der feinen Schilderung der Kosestündchen im Hause der Braut. Platter erzählt davon: „Ich mochte hiezwischendt on schůchen wol in sein haus gon, ... geschach doch in allen zůchten und eeren, do wir von allerley sachen eerliche gesprech hielten vexatz driben. etwan half ich ir kůtten, latwergen machen, etwa vexiert ich ir brůder Daniel mit seiner zůkůnftigen, verdriben also die zeit“ (S. 311). Als Platter einmal in das Haus seiner Braut kommt, ist diese fortgegangen. Die Mutter des Mädchens rühmt ihm die Vorzüge seiner Braut: „so růmpt mir die alte frauw, wie sy so zůchtig und erschrocken, solte mich nit irren laßen, das sy

[1]) cf. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit II. Band, 2. Abteilung, Aus dem Jahrhundert der Reformation, Leipzig 1871, S. 325.

so schamhaftig und nit derglichen thet, sy wiße gwis, das sy mich von hertzen lieb hett, begerte nit mer dan ir leben by mir zeschlißen“ (S. 302).

Nach langen wilden Fahrten wirbt Schweinichen um die Liebe eines guten Mädchens. Er bekennt: „ich meinet es auch gar treulich und war zwar scheiden schwer“ (S. 195). Seine Freunde raten ihm, das Mädchen aufzugeben, doch er hält ihr die Treue, trotz vielfacher Anfechtung: „weil ich aber die Jungfrau sehr lieb hatte, ließ ich mich nichts anfechten“ (S. 218). Und auch als er später reichere Mädchen freien konnte, „blieb (er) in der liebe bestehen“ (S. 232). Der Grund liegt in der wahren Liebe zu diesem Weibe: „Ob ich mir wohl vornahm, von der Jungfrau abzulassen, so konnte ich es doch nicht thun, wegen der Jungfrau großen Beständigkeit gegen mir, die ich allezeit spürete“ (S. 232).

„Allgemein fehlt im ausgehenden deutschen Mittelalter eine Würdigung der Liebesehe unter dem höheren Gesichtspunkte der Individualität. Wenn ein Prediger die Motive darlegen will, die neben der recta intentio, d. h. neben dem Wunsche nach Kindern, und dem Bestreben, Unkeuschheit zu meiden, einen Menschen zur Ehe bestimmen könnten, so erwähnt er wohl sinnliche Lust und Geldgier, vielleicht auch das Bedürfnis nach geregeltem Haushalt, aber niemals das individuelle Verhältnis der Gemüter.“ [1]) Es ist das Verdienst der Renaissance, die von der Kirche gepredigte Askese beseitigt und an die Stelle der alten Ehetheorie wiederum die antike Auffassung gesetzt zu haben, daß die Ehe etwas Natürliches und daher an sich Sittliches sei. Wir werden noch sehen, in wie weitgehendem Maße die Befreiung von dem Zwang der von der Kirche vertretenen Auffassung eine außerordentlich große Zügellosigkeit zur Folge hatte; der gewaltige Gewinn aber ist die eindring-

[1]) cf. R. Koebner, Die Eheauffassung des ausgehenden deutschen Mittelalters, Arch. f. Kulturgesch. 9, 1911, S. 155 f.

lichere Beschäftigung mit dem Eheproblem. Aus der Not der Zeit heraus ist, wie wir aus der Widmung an den Rat zu Nürnberg entnehmen können, das Buch geschrieben, das dem deutschen Volke zum ersten Male in volkstümlicher Form und „ausschließlich humanistisch, d. h. rein menschlich“ [1]) die Frage beantwortete, „ob einem manne sey zunemen ein eelich weyb oder nit“: das Ehebüchlein von Albrecht von Eyb.

Schon von Jugend auf hatte sich der Autor mit Ehefragen beschäftigt. Das Studium der Jurisprudenz in Italien führte ihn auf das Eherecht, gleichzeitig lernte er hier die humanistische Literatur kennen, die vielfach die Frau und die Ehe betreffende Stoffe behandelte. Das Ergebnis dieser Studien waren die 1459 erschienenen „Opuscula über Ehe und Frauen“, die jedoch keine weite Verbreitung fanden. Erst nachdem er dann lange als Rechtskonsulent sich mit derselben Materie befaßt hatte und immer wieder die Verderbtheit der Sitten in seinem Wirkungskreise erkennen mußte, „fühlte er sich verpflichtet, auf diesem Gebiete nicht nur als Jurist tätig zu sein, sondern auch als Moralphilosoph auf die Allgemeinheit bessernd zu wirken; aber nicht als eifernder Moralprediger behandelte er sein Thema, sondern in einem deutschen Büchlein, das zunächst „zu sterckung der pollicey vnd regimentz der am ärgsten verderbten Stadt Nürnberg“, im weiteren Sinne aber zum Nutzen des ganzen deutschen Volkes in gemeinverständlicher Form auf Grund der milden Weisheit der Alten für die hohe sittliche Aufgabe der Ehe eintreten sollte.“ [2])

Das Ehebüchlein beschäftigt sich eingehend mit allen die Ehe betreffenden Fragen, behandelt daneben aber auch noch die menschlichen Eigenschaften im allgemeinen. Es ist nicht einheitlich gestaltet, es bringt eine Unmenge von Zitaten und es bedarf erst der Sichtung der vielen aneinander geknüpften Sätze verschiedener römischer Klassiker, um Eybs Grund-

---

[1]) cf. M. Herrmann, Albrecht von Eyb, Berlin 1893, S. 331, dem ich hier folge.

[2]) a. a. O. S. 315.

anschauung zu erkennen. Ausgehend von einer Untersuchung der Berechtigung des Heiratens stellt er eine Reihe von ehefeindlichen Aussprüchen zusammen, spricht dann von dem Glück, das das eheliche Leben dem Menschen beschert, von der Gefahr zu heftiger Gattenliebe und von der Unkeuschheit. Der Wert der Schönheit des Weibes wird gebührend betont, doch fehlen auch Bedenken gegen äußere Vorzüge der Frau nicht. Nachdem Eyb, weit von seinem Thema abschweifend, einen großen Abschnitt der Jugenderziehung gewidmet hat, verbreitet er sich über gewisse Eigenschaften der Frau, schildert ihre Schwatzhaftigkeit und Zanksucht, und erst nach langen Auseinandersetzungen über spezielle Fragen der ehelichen Gemeinschaft und weiteren, das eigentliche Thema kaum berührenden Ausführungen, bringt das kurze Kapitel „lob der ee“ das Wichtigste des ganzen Buches, die Quintessenz seiner Anschauung, die durchaus neu und modern ist. Ich führe die Stelle, wo er zusammenfassend die Bedeutsamkeit der Ehe ins Licht stellt, hier an: „In kürtze zuerzelen, so ist die Ee ein erbers ding, ist ein muter vnd meisterin der keüscheit: wann durch die ee werden vermiden vnlawtter, fremde begire vnd ander schwer sünde der unkeüscheit. die Ee ist ein mutzs, heilsams ding: durch die werden die landt, stet vnd heüser gepawen, gemeret vnd in fride behalten, manich streyt, schwer krieg vnd veintschafft hindergelegt vnd gestillet, gůt freünschafft vnd syppe vndter frembden personen gemacht vnd das gantz menschlich geschlecht geewigt. So ist auch die Ee ein frölichs lustpers vnd süß ding: was mag frölicher vnd süßer gesein, dann der name des vaters, der muter vnd der kinder, so die hangen an den helsen der eltern vnd manchen sußen kuß von in empfahen? vnd so beide eeleüte solliche lieb, willen und freünschafft zu einander haben, was eines will, das es auch wölle das andere.“[1])

[1]) Deutsche Schriften des Albrecht von Eyb, hrsg. und eingeleitet von Max Herrmann. I. Bd. Das Ehebüchlein, Schriften zur Germanischen Philologie 4, Berlin 1890, S. 68.

Der Erfolg des Büchleins zeigt, wie sehr der Gedanke einer höheren sittlichen Auffassung der Ehe und eines innigeren Verhältnisses der Gatten dem Bedürfnis der Zeit entsprach, wurde es doch von 1472 bis 1540 zwölfmal aufgelegt. Mehr allerdings als Zahlen spricht für die Volkstümlichkeit dieses kleinen Werkes, das wir als das glänzendste deutsche Prosadenkmal vor Luthers Bibelübersetzung bezeichnen dürfen, daß die leitenden Gedanken Eybs von nun an immer wieder in der Literatur sich finden. Sie sind herrschend bei dem großen Reformator, und von ihm aus haben sie dann immer mehr an Ausbreitung gewonnen. Es wird meine Aufgabe sein, ihre Wirkung im Verlauf des Jahrhunderts aufzuweisen.

Stellen wir zunächst die Frage, wie die überragendste Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts über die Ehe dachte! „Es hat wenig Menschen gegeben, die so hoch von der Ehe gedacht und so eifrig die Ehe empfohlen haben wie Luther.“[1]) Dabei erkennen wir eine ganz eigenartige Kreuzung ererbten Geistesgutes und neuer eigener Ideen. Nebeneinander stehen Äußerungen hohen sittlichen Denkens und Ansichten, die unser modernes Empfinden verletzen oder zum mindesten befremden.

Schon 1519 hat Luther im „Sermon von dem ehelichen Stand“ (Werke II S. 166 f.) seine grundlegenden Gedanken über die Ehe aufgezeichnet. Im Mittelpunkt dieses Aufsatzes steht die Anschauung, es liege im Wesen einer Gott wohlgefälligen Ehe, daß ein inneres Verhältnis die beiden Gatten verbinde. Das Bedeutsame, welches die Gemeinschaft von Mann und Frau heraushebt aus jeglicher andern Verbindung von Menschen, ist die „eeliche liebe“. Diese „soll seyn dye aller grost und lauterste lieb vor allen lieben ..... die brinnet wie das fewer und sucht nicht mehr, dass das eeliche gemalh, dye spricht Ich will nit das deyne, ich will widder golt noch sylber, widder dyß noch das, ich will dich selb haben, ich wils gantz odder

---

[1]) H. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung, Leipzig 1910, S. 163.

nichts haben. Alle andere lieben suchen etwas anders, dan den sie liebet, dyßse alleyn will den gliebten eygen selb gantz haben". Das ist das von Gott gewollte Verhältnis der Gatten. Dies schöne Glück ist jedoch getrübt durch den Sündenfall. Seit der Vertreibung der Menschen aus dem Paradiese gibt es keine reine Liebe mehr zwischen Mann und Weib, gemeine Sinnenlust ist an die Stelle lauterer Neigung getreten. Dieser Not zu steuern, die Macht des Triebes zu brechen und seine Gewalt auf ein beschränktes Maß zu bringen, ist Aufgabe der Ehe. Sie ist also ein Notbehelf, die einzige Gelegenheit, in einer Gottes Gebot nicht zuwiderlaufenden Weise der Sünde Herr zu werden. Soll die Ehe diese ernste Aufgabe aber wirklich erfüllen, so ist es erforderlich, daß drei Voraussetzungen vorhanden sind, die untrennbar mit einer Gott wohlgefälligen Ehe verknüpft sind. Zum ersten muß der Mensch sich vor Augen halten, daß die Ehe ein Sakrament ist, d. h. „ein eußerlichs heyligs zeychen aller grosten, heyligisten, wirdigisten, edlistenn dings, das noch nie geweßen odder werden mag, das ist der voreynung gottlicher und menschlicher natur yn Christo". Es ist jene Heiligkeit der Ehe, die am besten aus dem Wort des Paulus spricht: „Wie Mann und Frau in der Ehe ein Fleisch sind, so sind Gott und Menschheit ein Christus" (Epheser 5, 32). Ist sich der Mensch dieser hohen Bestimmung der Ehe bewußt, dann wird er nicht durch Unmäßigkeit in der geschlechtlichen Betätigung sündigen. Die zweite Voraussetzung einer guten Ehe ist die Treue: „Das ist der grund und gantzes weßen der ehe, das sich eyns dem andern gibt und vorspricht trew zu halten und keyn andernn eyn zulassen." Diese Beschränkung der sinnlichen Befriedigung wird Gott, selbst wenn sie über das Maß dessen hinausgeht, was für die Fortpflanzung nötig ist, gnädig ansehen. Sind diese Argumente wie ein Kompromiß zwischen der Auffassung der Sinnlichkeit als Sünde einerseits und der Notwendigkeit des Übels andererseits, so ist die letzte Forderung Luthers durchaus sozialem und modernem Denken entsprossen: die Ehe soll „Frucht bringen". Doch genügt nicht allein die Zeugung von Kindern — ent-

scheidend für den Wert der Ehe ist die Frage der Erziehung der Nachkommen. Die sittliche Pflicht der Gatten, gemeinsam die Kinder im Geist der Religion heranzubilden, ist in Luthers Augen das Bedeutendste in der ehelichen Gemeinschaft; es ist auch das Wertvollste für die Seligkeit des Menschen, weil es wichtiger ist als alle andern „guten Werke".

Noch eindringlicher betont wird die Herrschaft des Triebes und der Anspruch des Menschen auf Befriedigung der sinnlichen Lust in dem Aufsatz „Vom ehelichen Leben" von 1522 (Werke X, 2. Abt., S. 267 f.). Hier bezeichnet Luther die Ehe als „eyn nôttig naturlich ding, das alles, was eyn man ist, muß eyn weyb haben, und was eyn weyb ist, muß eyn man haben". Und weil es „natur" ist, den Trieb zu stillen, so darf man auch keinen Menschen zur Keuschheit verpflichten. Es liegt eben in der Natur des Menschen die Unmöglichkeit, dies Gelübde zu halten. Die Sorge vor unkeuschem Lebenswandel muß ihn bestimmen, zu heiraten und zwar möglichst frühzeitig: „Frue auffstehen und frua freyen, das soll niemant gerewen." Wer nicht heiratet, der muß dem Laster verfallen. Es ist Gottes Wille, daß der Mensch dem Trieb folgt. Zeugt doch schon die Tatsache, daß unfruchtbare Frauen früh welken, während die, die ihrem Manne Kinder schenken, kräftig und blühend sind, von dem Werte des Zeugungsvorgangs. Im Hinblick auf die Bestimmung der Ehe darf der Impotente nicht heiraten. Sollte sich die Unfähigkeit zu geschlechtlicher Befriedigung erst in der Ehe herausstellen, so ist der unfruchtbare Teil verpflichtet, auf sein Recht zu verzichten, oder er muß erlauben, daß der gesunde Teil — den Impotenten stellt Luther „andern Krüppeln", Lahmen und Blinden, gleich — heimlich seine Lust mit Fremden kühle. Dasselbe gilt natürlich auch für die Frau. Impotenz ist „die eynige redliche ursach die ehe tzureyssen". Eine weitere Konsequenz dieser Auffassung der Ehe ist, daß es dem Menschen sogar erlaubt ist, die eheliche Treue nicht zu halten, falls der andere Teil sich weigert, die eheliche Pflicht zu erfüllen. Da soll der Mann es im guten mit seiner Frau versuchen, weigert sie sich aber hartnäckig,

so soll er denken: „Wiltu nicht, ßo will eyn andere, wil fraw nicht, ßo kum die magd.“ Dagegen soll er bei seiner Frau ausharren, wenn sie durch Krankheit verhindert ist, ihm zu Willen zu sein. Geht er aber von ihr, so darf er nicht wieder heiraten, trotz des Triebes: „Sprichstu aber: yha, ich kan auch nicht hallten, das leugstu, wirstu mit ernst deynem kranken gemalh dienen, ... ßo laß yhn sorgen, gewißlich wirt er dyr gnad geben, das du nicht darffist tragen mehr, denn du kannst.“

Hier ist eine Lücke im System Luthers. Gegenüber dem radikalen Standpunkt, der sonst von ihm eingenommen wird, — der Trieb sei natürlich und müsse befriedigt werden — verficht er hier eine Ansicht, die dem entgegen läuft.[1])

Noch einmal tritt, wie bereits in der ersten Schrift, die unbedingte Anerkennung des Pauluswortes 1. Corinther 7, 9 „Ihr sollt lieber heiraten als Glut leiden“ dagegen im letzten Teil dieses Aufsatzes zutage, wo Luther „ettwas tzur seelen seligkeyt vom ehelichen leben“ redet. Er lehnt das Gebot der katholischen Kirche, während der christlichen Feiertage und während der Schwangerschaft sei der geschlechtliche Verkehr verboten, ab. Gerade die Auslegung dieser Bibelstelle im Hinblick auf die schwangere Frau muß das moderne Empfinden befremden — lehnt er hier doch eine Forderung ab, die noch heute immer wieder erhoben wird.

Über die Erfüllung der ehelichen Pflichten zu sprechen, vermeidet er hier, wie er ausdrücklich bemerkt: „will aber schweygen und lygen lassen die ehelich pflicht, wie die zu reychen und tzu wegern sey, alls ettliche sew prediger an dißem stuck vnverschampt genug sind, die unlust tzururen.“ Die Ausführungen über die Bedeutsamkeit der Kindererziehung kehren wieder, und die hohe Auffassung vom sittlichen Wert der ehelichen Gemeinschaft wird hier in besonders schöner Weise dargelegt. Dabei polemisiert Luther scharf gegen die Verächter der Ehe, gegen Schriftsteller, die von Lastern und

[1]) Über Systemlosigkeit Luthers, cf. Boehmer, a. a. O. S. 135 f.

Zoten wimmelnde Bücher auf den Markt werfen, und gegen Eltern, die ihre Kinder lehren, in der Ehe „ein kurtze frewd vnd lange vnlust“ zu sehen. Das Bibelwort „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm einen Gehülfen geben neben ihm“ deutet den Charakter der wahren Herzensgemeinschaft an. Die Gatten sollen einander helfen und in Freud und Leid treu zusammenhalten, dann werden sie in der Mühsal, die die Ehe bringt, ihre Erhebung finden. Das gilt in hervorragendem Maße für die Sorgen, die die Nachkommen ihnen bringen. Kinder sind „das aller best im ehlichen leben“. Sind sich die Eltern ihrer hohen Aufgabe bewußt, so wird ihnen das, was andern als schwere Arbeit erscheint, Bedürfnis und Freude sein. Die Gewißheit, daß Gottes Segen über einer guten Ehe waltet, führt Luther sogar dazu, zur Ehe zu raten, selbst wenn die materiellen Voraussetzungen noch nicht geschaffen sind: „Got macht kinder, der wirt sie auch wol erneeren“.

Trotz dieser hohen Auffassung der ehelichen Gemeinschaft vermag Luther nicht, die Frau als vollwertig einzuschätzen. Sie ist, wie er in der „kurzen Form der zehn Gebote“ (Werke VII S. 194 f.) ausdrücklich betont, „des nehsten gut nach seyner eygen person“. Sie steht nicht neben, sondern unter dem Manne. Wie sie als Strafe für die Erbsünde die Schmerzen der Schwangerschaft erleiden muß, so hat sie als weitere Ahndung dieser Sünde „das Regiment verloren“. Gleich dem Weinstock[1]) soll sie sich biegen lassen, wenn auch der Wille zur Herrschaft in ihrer Natur liegt. Dieser Standpunkt wird auch in entschiedenster Form vertreten in der „Hochzeitspredigt“ von 1536 (Werke XLI, S. 547 f.): „. . . es sol so unterschieden sein, das der man wol das weib liebe, aber nicht unterthan sey, Das weib aber auch den man ehre und fürchte mit aller zucht und schew“.

---

[1]) Ein dem Psalm 128, 3 entlehnter oft verwandter Vergleich, cf. Frischlin, Hochzeit zu Kanaa S. 140: Dein Weib wirdt in deim Hause sein wie ein Reben, vol trauben fein.

Zum Schluß der Betrachtung von Luthers Auffassung der Ehe erwähne ich noch den Aufsatz „Von Ehesachen“ von 1530 (Werke XXX, 3. Abt. S. 198 f.), der sich hauptsächlich mit der Frage der Verlobung beschäftigt. Es erübrigt sich, im einzelnen die Gedanken Luthers wiederzugeben; es sind Entgegnungen auf Fragen, die aus befreundeten Kreisen an ihn gerichtet sind. Wertvoll für das Bild von der Anschauung des Reformators sind die Grundsätze, die ihn bei diesen Ausführungen leiten: „Die weibliche Ehre steht über der Leibesfrucht“ und „Gezwungene verlobnis sollen nichts gelten“. Letzterer ist besonders interessant; denn hier siegt bei Luther das moderne Empfinden über das Gefühl für die unbedingte Autorität des Bibelwortes. Entgegen der Forderung des vierten Gebots vertritt er die Ansicht, ein Kind sei nicht verpflichtet, den Eltern, die mit „frecher frevel gewalt“ eine Heirat durchsetzen wollten, zu gehorchen. Das Entscheidende bei der Verlobung müsse die gegenseitige Neigung der beiden Menschen, die sich binden wollten, sein, der „Ehewille“.

Fassen wir noch einmal das Wesentliche in Luthers Gedankengang zusammen. Er geht aus von der Bibel. Er klammert sich fest an das „Wort Gottes“, das ihm als unumstößliches Gesetz gilt. So ergeben sich ihm die beiden Hauptmomente seiner Auffassung: in erster Linie die Anerkennung der Ehe als eine Institution vom höchsten sittlichen Wert; weiter aber — und das muß besonders hervorgehoben werden, da es, wie wir noch sehen werden, von großer Wichtigkeit für die Beurteilung der Literatur der Reformationszeit ist — die Ansicht, die Frau stehe nicht gleichberechtigt neben dem Manne. Dieser ist der Herr, der Führer des Weibes, dem sie zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist.

Es ist erklärlich, daß manche Widersprüche, die sich unzweifelhaft in den Werken Luthers finden, es den Gegnern leicht gemacht haben, ihn anzugreifen. Bei dem Reichtum dessen, was er über die Ehe geschrieben hat, kann es nicht schwer fallen, Belege für die Behauptung beizubringen, der Reformator sei ein Verächter der Ehe und der Frau gewesen.

Das tut z. B. Falk in seiner Studie „Die Ehe am Ausgange des Mittelalters“,[1]) in der er nachzuweisen sucht, daß „die Kirche vor Luther die Ehe nicht herabgesetzt, andererseits, daß die Neuerung im 16. Jahrhundert keine Besserung weder in Theorie noch in Praxis hervorgebracht habe“. (S. 91). Es kann ihm der Vorwurf einseitiger Kritik nicht erspart werden, wenn er auf Grund des Satzes „Es kann ja niemand leucken, daß die Ehe ein eusserlich weltlich ding ist, wie kleider und speise, haus und hoff, weltlicher oberkeit unterworffen, wie das beweisen so viel kaiserliche recht doruber gestellet“, den er aus dem Aufsatze Luthers „Von Ehesachen“ zitiert, ohne all das von mir angeführte groß Gedachte dieser Schrift zu berücksichtigen, schließt, die Reformation habe Neuerungen eingeführt, die „bedenkliche Folgen“[2]) haben mußten. Ebenso ungerechtfertigt erscheint, was Nowack,[3]) Ellen Key folgend, in einer Darstellung der Entwicklung des Problems „Liebe und Ehe“ vom Minnesang bis zur Neuzeit von Luthers Anschauung sagt: „Eine Ehe, die ohne irdische Liebe geschlossen wird, ist Luther lieber; denn sie beeinträchtigt nicht die Liebe zu Gott. Sein Sittlichkeitsbegriff ist in Unsittlichkeit ausgeartet“ (S. 11). Ich betrachte es nicht als meine Aufgabe, zu untersuchen, wieweit die Auffassung Luthers über die Ausdehnung des Trieblebens in der Ehe ethisch gerechtfertigt ist. Ich will hier nur die im Beginne dieses Abschnitts betonte Tatsache nochmals feststellen, daß die hohe sittliche Wertung der Ehe, die als erster Albrecht von Eyb vertritt, auch Luther, und zwar in vertiefter Form eigen ist, um von hier aus die Entwicklung dieser neuen Idee im Laufe des Jahrhunderts zu verfolgen.

---

[1]) Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeben von Ludwig Pastor, VI. Bd. 4. Heft, Freiburg i. B. 1908.

[2]) a. a. O. S. 72 f.

[3]) W. Nowack, Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten. Berner Diss., Magdeburg 1906.

Die infolge des Kampfes um den Zölibat massenhaft entstandenen Flugschriften, die sich mit Luthers Auffassung der Ehe auseinandersetzen, hat Kawerau behandelt.[1]) Er hat auch gezeigt, wie die Ideen des Reformators durch Predigten und Traktate ins Volk getragen wurden. Ernst und eindringlich ist das Buch, das der Nürnberger Dramatiker Leonhart Culman „jungen gesellen, Junckfrawen vnd Witwen, so eelich wöllen werden, zu nutz“ ausgehen ließ. Der Fabeldichter Erasmus Alberus übersetzt das 1415 erschienene bahnbrechende Werk des italienischen Humanismus über die Ehe, des Franciscus Barbarus „de re vxoria“, und fügt reichlich eigene Gedanken hinzu. Als eines der schönsten Zeugnisse über das Thema bezeichnet Kawerau die „Predigt vom Ehestand“ des Alberus, in der „acht Ehren des Ehestands“, Bibelstellen, welche auf die Wertschätzung der Ehe hindeuten, benutzt werden, um in echt evangelischem Geist den Segen des häuslichen Herdes zu preisen. In zahlreichen „Ehespiegeln“ werden Luthers Ideen populär gemacht, daneben auch praktische Fragen des Familienlebens angeschnitten.

Weit über den anderen Werken dieser Art steht das „Ehezuchtbüchlein“ Fischarts. Hier haben wir keinen trockenen, moralisierenden Traktat, sondern eine frisch und lebendig wirkende, volkstümliche und witzige Darstellung des Eheglücks. Auch dieser Dichter schöpft aus der Überlieferung, aber es läßt sich doch seine eigene Gesinnung aus der Art, wie er ausgewählt und aus dem, was er selbständig hinzugefügt hat, erkennen. Was er aus Plutarch, aus der Naturgeschichte Gesners, aus der Egenolf'schen Sprichwörtersammlung, aus dem Gepräch „Coniugium“ des Erasmus und

[1]) W. Kawerau, Die Reformation und die Ehe, Halle 1892, S. 64 f. Wenn Kawerau a. a. O. schreibt: Alber entnimmt der Bibel acht Ursachen zum Preise des Ehestands, so hat er übersehen, daß schon Luther „acht Ehren der Ehe“ nennt. (Werke XVII, I. Abt. S. 12 f.).

anderen Quellen zusammenstellt, dient alles dem einen Zweck: eine wahrhaft christliche Ehe zu zeichnen.[1])

Schon im 5. Kapitel des „Gargantua“ hatte Fischart, zum Teil beeinflußt durch das Encomium Matrimonii von Erasmus, der sinnlichen Leidenschaft das reine Eheleben gegenübergestellt, und trotz der grotesken Form erkennen wir hier die Begeisterung für „die häussliche Herrschafft vnd Herrschafftliche Häusslichkeit“, für die segensreichen Folgen der Ehe in sozialer Beziehung und die sittliche Bedeutung der gemeinsam von den Eltern durchgeführten Kindererziehung. Hohes Lob spendet er der Frau und durch schöne Vergleiche gibt er seiner Wertschätzung einer treuen, arbeitsamen Gattin Ausdruck. Er nennt sie „die anmütige gehulfin“ des Mannes, seine „Haußkönigin, sein Fewr im Winter, sein schatten im Somer“. Sie soll in der Häuslichkeit walten wie die „vnrhu in der Vhr“. Bei aller Anerkennung der Vorzüge des Weibes kann sich jedoch auch Fischart von der Anschauung nicht losringen, daß die Frau unter dem Manne stehe, daß sie nicht in dem Maße Persönlichkeit sei, um allein ihren Weg zu gehen. Auch ihm ist der Mann der Gebieter, „jr Haupt vnd Ehelicher Bapst“.

Dieselben Gedanken über den Segen des Ehelebens kehren im „Ehzuchtbüchlein“ wieder. Im Mittelpunkt dieses Werkes steht die Forderung, daß der Genuß der Sinnenfreuden der Ehe vorbehalten sein soll. Nur der verheiratete Mensch bleibt vor Unkeuschheit bewahrt, der Ledige muß unweigerlich dem Laster verfallen. Lehren und Gleichnisse aneinanderreihend, gibt Fischart die Richtlinien zur Führung einer guten Ehe. Wie er von der Erziehung der Kinder zu sprechen weiß, haben wir bereits gesehen.[2]) Der Frau weist er zwar nicht den Platz

---

[1]) Über die Quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein cf. A. Hauffen, Z. f. d. Ph. 27, S. 308 f.; derselbe, Symbolae Pragenses, Festgabe zur 42. Philologenversammlung 1893, S. 24 f. Eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Arbeiten findet sich in der Einleitung zur Fischart-Ausgabe der D. N. L. 18, 3.

[2]) cf. S. 18.

neben dem Manne an, aber eine gewisse Verinnerlichung des Verhältnisses verlangt er doch, wenn er an der Hand eines schönen Vergleichs die Stellung der Gatten zueinander charakterisiert:

7, 23. Es soll der Man sein wie die Sonn
Vnd die Frau soll sein wie der Mon:
Die Sonn hat wol einen klarern schein,
Doch hat der Mon gleichsfalls das sein
Und gleich wie nicht die Sonn zerstöret
Dem Mon sein schein, sonder den mehret,
Also soll auch ein rechter Man
Seiner Månnin jhr ehr thun an,
Dieweil die ehr doch ist gemein.

Von Gleichberechtigung ist aber auch hier noch nicht die Rede. Neben der Ermahnung an den Mann, zarte Rücksicht gegenüber der Gattin zu üben, stehen Ratschläge für die Frau, unter allen Umständen, auch bei Verfehlungen des Gatten ihr gegenüber, ihrer Pflicht eingedenk zu sein, ihm das Leben so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Selbst das Recht der Züchtigung wird in diesem wärmster Verehrung für die Frau entsprungenen Buche dem Manne nicht abgesprochen.

Neben den ausschließlich der Ehe gewidmeten Werken ist die Zahl der Schriften bedeutend, die es sich zur Aufgabe machen, in Luthers Geist das gesamte Leben der Nation zu vertiefen, seine Lehre dem Volke nahe zu bringen. Bei dem großen Anteil, der der häuslichen Gemeinschaft in der Gestaltung eines wahrhaft christlichen Lebens eingeräumt wird, ist es natürlich, daß in dieser moralisierenden Literatur auch das Eheproblem eingehende Behandlung findet. Auf des Reformators eigene Initiative ist die Pflege zweier Gattungen der Literatur zurückzuführen, die hervorragend dazu beigetragen haben, seine Ideen dem Volke vertraut zu machen: Fabel und geistliches Drama.

Luther hatte in der Vorrede zu einer Bearbeitung des Judith- und Tobiasproblems die dramatische Behandlung von Stoffen der Heiligen Schrift empfohlen,[1]) weil er in der lebens-

[1]) cf. H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbild der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Halle 1886.

vollen Darstellung dessen, was die Bibel lehrt, eine wichtige Unterstützung der Predigt sah. Den Segen einer christlichen Ehe zu feiern, boten besonders diejenigen Erzählungen Gelegenheit, welche es ermöglichten, durch Darbietung ausgedehnter Familienbilder auf das Gemüt der Zuschauer zu wirken. Daneben kommen Stoffe in Betracht, die an sich schon mit der Heirat in näherem Zusammenhange stehen. Zur ersten Art gehören die Geschichten von Susanna und Tobias, zur zweiten das Evangelium von der Hochzeit zu Kanaa.

Im Mittelpunkt der die Ehe verherrlichenden Dramen stehen die Bearbeitungen des Susannenmotivs.[1]) Für ihre Beliebtheit spricht, daß nicht weniger als 16 Versionen bekannt sind. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie das Ideal einer keuschen, frommen Frau zeichnen, die aufgeht in der Liebe zu ihrem Manne und zu ihren Kindern, voll Verehrung auf ihre alten Eltern blickt und in Demut und Gottesfurcht der Zukunft entgegensieht, als das Schicksal sie aus dem Kreise ihrer Lieben reißt. Die Ausmalung des Familienlebens ist schon für die erste Bearbeitung aus der Reformationszeit von Sixt Birk charakteristisch. Am besten gelingt es Paul Rebhun, das Glück einer im christlichen Geist geführten Ehe zu beleuchten. Seine Susanna ist

> . . . . . ein spiegel klar
> Darinn sich solln beschawen gar
> All frume frawen, die da wolln
> Gern wandeln, wie sie wandeln solln
> Vnd trachten auch nach tugnt, vnd ehr.
> (Beschluß 53 f.)

Sie liebt ihren Mann und folgt gehorsam seinen Wünschen, widmet sich der Erziehung der Kinder und beaufsichtigt Haus und Gesinde. Ihr Gatte erwidert ihre Liebe und ist treu besorgt um Weib und Kind.[2]) Durch das Verhältnis der Susanna zu ihren Eltern und Nachkommen zeigt der Dichter,

---

[1]) Über die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert. cf. R. Pilger, Z. f. d. Ph. 11, 1880, S. 129 f.

[2]) Über die Kinderszenen in den Dramen cf. S. 14 f.

Was ehr, vnd freud vns das gepirt
Zu letzt in vnsern alten tagn
Wenn wir die kinder wol gezogn.

(Beschluß 92 f.)

So singt Rebhun das Lob der Ehe, deren Bedeutsamkeit er im Chorus primus besonders betont:

325. . . . . was kan edlers sein auff erd
Denn so sich ehleut halten
Gegn ander alzeit lieb, vnd werdt
Vnd lassen sich nicht spalten
Durch vnfal, oder frembde lieb
Noch klafferey, vnd böß getrib
Das ehlich bandt zu reissen
Sölch lieb kumpt nicht von Venus her
Sant Paul gepeuts in seiner lehr
Darumb wirs billich preisen.

Demselben Zwecke wie die Bearbeitungen des Susannenstoffes dienen die des Tobiasmotivs. Der erste Dichter, der es sich zum Vorwurf nahm, Hans Ackermann, deutet das Ziel, das er sich gesetzt hatte, mit den Worten an: „ist der Tobias gar ein tröstlich vorbild eines frummen ehmans, un zeiget gewaltig an wie wunderlich Gott die ehleut under dem creuz herdurchfüret, und endlich mit freude erlöset und tröstet“ (Vorrede S. 7). Auch hier entwirft der Dichter ein Bild des wahrhaft christlichen Familienlebens. Der Mann ist fromm und vertraut in allen traurigen Stunden, die das Leben ihm bringt, auf die göttliche Gnade; stets tritt sein eigenes Selbst zurück und in Werken tätiger Nächstenliebe offenbart er sein Christentum. Seiner Frau ist er ein treuer Berater; während beide um den fernen Sohn bangen, findet er immer noch ein tröstendes Wort für sie. Hanna ist ein Weib, wie Luther es gewünscht hatte: Treue und Gehorsam paaren sich bei ihr mit herzlicher Liebe zu dem einzigen Sohn, und der junge Tobias endlich zeugt wieder wie die Kinder in den Bearbeitungen des Susannenmotivs für die Wahrheit von Luthers Lehre, daß die Erziehung der Nachkommen den Eltern reichen Lohn bringe. Was Ackermann seinem Publikum vor Augen führen wollte mit diesem

Drama, das finden wir zusammengefaßt in der Mahnung der Hanna an die scheidende Tochter:

1402. Nu gsegn dich Gott, mein libes kind!
Hörzu, mein kind, was ich dir radt,
Denck, das dus thust frü und auch spat!
Von erst solltu gehorsam sein,
Inn allem thun dem Manne dein,
So fern es nicht ist wider Gott.
By leib treib nicht aus ihm den spot
Kriegstu denn kinder, so merck drauff,
Das dus inn Gottes furcht zeuchst auff.

Boten die beiden betrachteten Motive die Möglichkeit, ein Bild des christlichen Familienlebens zu geben, so mußte der dritte Stoff, der zur Feier der christlichen Ehe dramatisch gestaltet wurde, schon ohne weiteres den Lutherischen Dichtern des 16. Jahrhunderts zu diesem Ziele prädestiniert erscheinen. War doch die Tatsache, daß Christus anläßlich der Hochzeit zu Kana sein erstes Wunder verrichtete, eine der „acht Ehren des Ehestandes", die der Reformator der Bibel entnommen hatte. Die Absicht, die Ehe zu verherrlichen, beherrschte Paul Rebhun so sehr, als er diesen Stoff bearbeitete, daß die didaktischen Elemente in seinem Drama einen viel zu breiten Raum einnehmen; die Handlung tritt dadurch übermäßig zurück:

. . . . . vns ist hie zu thun viel mehr
Vmb vnterricht vnd gute lehr
Für iunge meid vnd iunge gseln
Die sich in ehstand geben wölln. (Vorrede 57 f.).

Aus reiner Liebe, nicht materieller Vorteile wegen, hat der Bräutigam die Braut um ihre Hand gebeten und im Vertrauen auf die Gnade Gottes wollen sie den Lebensbund schließen, trotzdem sie beide arm sind. Der Eheteufel[1]) tritt auf, der

[1]) Über die Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts handelt M. Osborn Acta Germanica III, Berlin 1894; über den Eheteufel cf. S. 113 f. Er zeigt, wie Ehefreundlichkeit und Misogamie Eingang in die Teufelsliteratur finden. Schon bei Luther ist der Teufel der Feind der guten Ehe, einen besondern Eeheteufel führt zunächst Rebhun in der „Hochzeit" und dann in der „Hochzeitspredigt vom Hausfrieden" ein.

stets Zank und Streit zwischen Mann und Frau heraufbeschwört oder ledige junge Leute vom Eingehen einer Ehe abhält. Durch ihn gesandt, malt eine Zauberin der Braut die Schattenseiten des Ehelebens recht düster aus, die Braut aber ist ihrer Pflicht bewußt und will sie gern erfüllen:

279. Sol das dann sein so schwere pein
Das Weib ihrm man sol ghorsam sein,
Vnd ihn für ihren Herrn
Dieweil er sie doch mus ernähren.

Die Muhme unterbricht das Gespräch der Verführerin mit der Braut, jagt jene davon und gibt ihrer Verwandten gute Lehren über ihre ehelichen Pflichten. Diese Mahnungen entspringen vollkommen dem, was Luther über das Leben der Gatten gesagt hatte (505 f.), und das gleiche gilt für die Unterredung des Bräutigams mit dem alten Tobias (829 f.). Durchaus von den Schriften des Reformators abhängig ist auch der Beschluß, wo noch einmal die Heiligkeit der Ehe betont wird, und zwar auf Grund derselben Beweisführung wie in Luthers erstem Aufsatz über die Ehe.

Sicherlich haben die Aufführungen der Bibeldramen, die Luther angeregt hatte, viel dazu beigetragen, seine Lehre populär zu machen. Daneben wollte er auch für geeignete Lektüre Sorge tragen. Nächst der Bibel erklärte er das Fabelbuch für das nützlichste.[1]) Wie die Heilige Schrift in den inneren Fragen der Religion, so sollten die Fabeln in den praktischen Fragen des täglichen Lebens seinen Anhängern ein Führer sein.[2]) Dieser Gedanke leitete ihn, als er selbst sich daran machte, an Stelle einer gerade erschienenen unzüchtigen deutschen Bearbeitung des Aesop eine eigene Übertragung zu setzen. Demselben Zweck dienen die beiden großen Fabelsammlungen, die, von Begeisterung für Luther und sein Werk getragen, eine Fülle von Lebensweisheit bieten, „das Buch von der Tugent und Weißheit“ des Erasmus Alberus und der „Esop“ des Burkard Waldis.

[1]) cf. Vorrede zu seinen Fabeln.
[2]) cf. Einleitung zu der Ausgabe der Fabeln in Br. N.

Hatte Alberus schon in den oben erwähnten Traktaten über die Ehe gezeigt, wie sehr er die Bedeutung der Lutherischen Neuerungen gerade auf dem Gebiete des häuslichen und sozialen Lebens zu würdigen wußte, so wollte er durch diese Sammlueg dazu beitragen, die Ehe weiter zu veredeln. Trotzdem das Buch direkt auf die Ehe Bezügliches kaum bringt, muß es in diesem Zusammenhang Erwähnung finden, weil es Zeugnis dafür ablegt, auf welche Weise der Protestantismus das Ideal seines Christenlebens der Verwirklichung nahe zu bringen suchte. Die Tugenden, die Alberus lehrt, sind dieselben, die auch Burkard Waldis preist. Ich habe von diesen schon an anderer Stelle gesprochen.[1]) Ich beschränke mich deshalb darauf, eine Stelle zu zitieren, in der der Dichter im Ton schlichter Ermahnung von der ehelichen Treue spricht:

13, 133. .....die du bist ein schönes Weib,
Gedenck vnd halt keusch deinen leib,
Es ist etwas, das du bist fein,
Die zucht laß dir viel lieber sein.

Das vom Fabelbuch des Alberus Gesagte gilt auch für den „Esop". Allerdings beschäftigt sich Burkard Waldis häufiger mit Fragen, die die Frau und die Ehe betreffen, beschränkt er sich doch nicht auf wirkliche Fabeln, sondern nimmt auch eine Reihe von Schwänken und Anekdoten auf. Auch sein Buch atmet echt evangelischen Geist. Das mögen zwei Fabeln erweisen, wo er in Luthers Sinne eine gute Ehefrau und eine rechte Ehe vor Augen führt. In einer Fabel (IV, 29) erzählt der Dichter von einem Fuhrmann, der müd heimkommt, bei seiner Frau jedoch übel aufgenommen wird.[2]) In der Moral wird die Stellung der Gattin zum Gatten beleuchtet:

Ein fromme Frau solt sich des schemen,
Vnd dörffts in jren sinn nit nehmen.
Nach dem der Mann abent vnd morgen
Muß allezeit das Hauß versorgen,
Soll sie jn halten vor dem Mann,
Weil jm auch Gott die ehre gan.

[1]) cf. S. 25 f.

[2]) Quelle ist wohl die mündliche Überlieferung.

Eine andere Moral stellt eine Verherrlichung der guten Frau dar und zeigt, daß Burkard Waldis ganz in den Spuren Luthers geht, indem er ein treues Weib als ein Geschenk göttlicher Gnade ansieht (IV, 11):

Von den eltern han wir das leben,
Sie kônnen Gelt vnd gut auch geben,
Aber ein ehrlichs frommes Weib
Zum Ehestandt vor dein eygen leib,
Die wirdt allein von Gott beschert.

Mehr als alle Anhänger Luthers hat Hans Sachs dazu beigetragen, die Idee der Reformation allgemein bekannt zu machen, und neue Anhänger für die Sache des Protestantismus zu werben. Wie in anderen Fragen der Religion und des täglichen Lebens, so machte sich Sachs Luthers Auffassung der Ehe durchaus zu eigen und nie wird er müde, die unlautere Leidenschaft zu verdammen und das Glück der Häuslichkeit zu preisen. Immer wieder beschäftigt ihn das Thema Liebe and Heirat, und auf den verschiedensten Wegen kommt er stets zu dem gleichen Ziel: „Toutes ces bénédictions sont-elles pour l'homme et la femme qui, deux âmes dans un seul corps vivent unis par les liens de l'affection et de la concorde: pour le mari qui aime et respecte sa femme comme son propre corps; pour l'épouse qui est docile, obéissante et soumise à son mari; pour les parents qui élèvent leurs enfants dans la crainte de Dieu, dans les bonnes moeurs et dans la vertu".[1]) Sachs warnt eindringlich vor den Gefahren, die der unkeuschen Begierde innewohnen. Die Sinnlichkeit erscheint ihm so besonders verhängnisvoll, weil die Stimme der Vernunft ungehört verhallt, sobald der Trieb rege wird:

Wen ůeber get der liebe macht
Der wirt plint an augen, vernunft
Vnd sinen (F. u. S. V., 716, 22 f.).

Um das unzüchtige Leben zu brandmarken, verfährt er entweder theoretisierend, d. h. er läßt von einem Buhler die Qualen ausstehen, die seine Sünden ihm eingetragen haben,

[1]) cf. Ch. Schweitzer, Hans Sachs, Paris 1887 S. 136.

oder auch ein Buhler tritt handelnd auf und wir sind Zeugen seiner Bestrafung.[1])

Sachs begnügt sich nicht mit Mahnungen; er fügt positive Ratschläge hinzu, die alle auf dasselbe hinauslaufen. Es ist das Pauluswort (Korinther I, 7, 9), das wie Luther auch Sachs als Richtschnur dient. So sagt er im Beschluß seiner „Tragödie des fürsten Concreti" (Werke II, S. 22 f.):

S. 38, 16. Darmit der liebe fewer endtrinnen
Besser heyraten ist, denn brinnen,

und im 84. Fastnachtsspiel ermahnt er den Mann:

465. ..... gsel, spar dein lieb in die e,
Den hab ein lieb vnd keine me,
Daraus dir gegenlieb erwachs.

Wie hoch Sachs den „löblich heyling Ehstandt" (42. Fsp. 11) schätzt, erkennen wir schon aus der Warnung an den Mann, sich vor dem Stand des Hagestolz zu hüten. (26. Fsp. 226):

Wer ohn Frawen lebt diese zeyt,
Der ist auff Erdt lebendig todt.

Im 8. Fastnachtsspiel malt „der trew Eckhart" die Gefahren der Geschlechtsleidenschaft und die Vorzüge der Ehe aus:

250. Dein Hertz erst brinnend wird in leiden
Durch sehnen, eifern, schaiden und meiden
Lieb ist ein Honig sûsses wehe.
Ich rhat, Jungling, greiff zu der Ehe!
Dasselb ist ehrlich recht und Göttlich.

In Rücksicht auf die entscheidende Bedeutung der Ehe für das Glück des Menschen fordert Sachs auf zur Vorsicht und Bedächtigkeit bei der Wahl des Gatten. Man solle sich nicht zu schnell für einen Lebensgefährten entscheiden, sondern zunächst beobachten und prüfen und nach Rücksprache mit vertrauten Freunden einen Entschluß fassen (F. u. S. I. 26). Zwar sagt das Sprichwort: „Frû heyraten das ist wol gut",

[1]) cf. Duflou, Hans Sachs als Moralist in den Fastnachtsspielen, Z. f. d. Ph. 25, 1893, S. 343, der S. 353 f. eine Anzahl hierher gehörende Belege anführt.

aber da die Wahl ebenso schwer wie bedeutsam ist, so ist ernstliche Überlegung geboten: „hayraten ist ein langer kauff".[1])

Die Warnung vor übereiltem Heiraten wird wiederholt im „Pitter sûs ehlich leben" (F. u. S. I, 70). Hier sagt der Dichter, der Mensch solle zwar das Wort des Paulus, lieber heiraten als brennen, beherzigen. Nirgends sei aber so viel Vorsicht nötig wie bei der Wahl einer Gattin. Die Ehe sei eine ernste und beschwerliche Sache, man dürfe diese Tatsache über den ersten Sinnesrausch der Liebe nicht vergessen. Die Sorgen und Mühen des Ehestandes werden im 42. Fastnachtsspiel weiter ausgemalt. Schon die Verschiedenheit der Gatten gibt Anlaß zum Streit:

31. Es ist nit alles sûs vnd gut,
Was in der Eh geheissen thut;
Die Eh hat viel heimliches leiden
Mit Eyffersucht, hassen und neiden.

Das betont auch Sachs, daß es Pflicht der Gatten sei, trotzdem Kinder viel Kummer und Arbeit bereiten, Nachkommen zu zeugen. Von Elternfreuden weiß er im 70. Fastnachtsspiel zu erzählen:

171. . . . . weib noch kind,
Die so lieb und so angnem sind,
Ein gewürzelt der eltern mûet
Vber all er vnd zeitlich gůet,
Das solch lieb nit ist auszwsprechen.

Die Überzeugung von der hohen sittlichen Bedeutung des „ein Leib" kleidet Sachs in die Worte (F. u. S. II, 237):

105. . . . . man vnd auch weib,
So haben zwo sel vnd ain leib,
Solen im alter als die alten
Getrewlich ob einander halten,
Wie sie das haben zam versprochen
In der e ewig vnzwprochen.

[1]) Diese Dichtung Sachs's ist überschrieben „Die hausmaid im pflug". Sie erinnert also an die Fastnachtssitte, die jungen Mädchen, die im vergangenen Jahre keinen Mann bekommen haben, mit einem Pflug durch das Dorf zu treiben. cf. Grimm, Mythologie S. 242 f.; Simrock, Mythologie, 3. Aufl., S. 387, 393, 399.

und wie er diese verteidigt, so fordert er auch auf zur Wahrung der ehelichen Treue (4. Fsp.):

179. So nimb dir ein Weib zu der Eh,
Dieselb hab lieb und keine meh.

Die Gatten, die wahre Herzensneigung verbindet, werden sich ihres Glückes immer aufs neue freuen können (8. Fsp.):

267. Die Ehlich lieb wirt täglich new.
Ir sůssigkeit die tut sich mehren.

Fragen wir nun, welche Stellung Hans Sachs der Frau innerhalb der Ehe anweist! Er verficht, wenn auch nicht immer mit derselben Schroffheit wie Luther, dieselbe Ansicht über das Verhältnis der Gatten. Mit Perlen und Kleinodien vergleicht er eine gute Ehefrau (Historia der neun getrewen heydnischen Frawen, Werke II, S. 305 f.):

Wer findet ein trew redlich weib,
Die ist edler, denn perleyn klar.
Das ist ein köstlich edler schatz
Allein wem die Got geyt, der hats.

Erste Bedingung aber einer glücklichen Ehe ist die Unterwürfigkeit einer Frau; nur wenn der Mann Herr im Hause ist und die Frau in der Erfüllung seiner Wünsche ihre vornehmste Aufgabe sieht, ist die Voraussetzung zu einer wahren innigen Gemeinschaft vorhanden (66. Fsp. 185 f.). Auch der mütterliche Ratschlag der Tante an ihre Nichte im 35. Fastnachtsspiel enthält die Mahnung, in erster Linie der Verpflichtung zum Gehorsam neben der zur Treue eingedenk zu sein (372 f.). Darum ist auch das jugendliche Weib, das der Mann, ohne Widerstand gewärtigen zu müssen, nach seinem Sinne erziehen kann, bei der Wahl einer Gattin zu bevorzugen (F. u. S. IV, 574, 34). Aufgabe des Mannes ist es, sofort nach der Hochzeit seine Superiorität zu betonen und seiner Gattin mit anderen Tugenden dies Bewußtsein ihrer niedrigen Stellung ihm gegenüber nahezubringen (12. Fsp. 368):

Welcher man herr im haus wôll sein,
Mues sein weib erstlich haben zogen
Sitlich vnd mit vernunft gepogen

Von ihrer unart in der jugent
Auf hewslichkeit, zwcht, er vnd tugent.
Wie man den spricht: ein frumer man
Ein frumes weib im zihen kan.

Die Frau aber, die diese Pflicht erfüllt, die nie versucht, sich gegen den Willen ihres Mannes aufzulehnen, wird glücklich sein. Der Mann wird ihr bei der Arbeit helfen, wird treu für sie sorgen und auch gern ihren Wünschen folgen (60. Fsp. 12). Dagegen ermahnt Sachs die Männer, die ihnen zustehende Gewalt nicht zu mißbrauchen (F. u. S. I, 32):

112. ..... soll ein Biderman
Mit seim Weib nicht Thirannisiren,
Sonder sie mit vernunfft regieren.

Dies gilt besonders für das Züchtigungsrecht. Im Prinzip erkennt Sachs dieses Recht des Mannes vollkommen an, mahnt aber gleichzeitig zu ruhiger Besonnenheit und Rücksicht auf die Schwäche der Frau (26. Fsp.):

306. Das thu, biß du sie machst gutwillig,
Geschlacht, ghorsam vnd vnterthan,
Das sie bleib Fraw, vnd du bleibst Man.
Doch solchs thu als fein mit vernunfft,
Dieweil doch ist die Weyblich zunfft
Der schwechst werckzeug.

Liegt hierin schon eine gewisse Anerkennung der Persönlichkeit der Frau, so ist das umsomehr der Fall in jenen Werken des Hans Sachs, wo er der Frau die Rolle der Erzieherin zuweist, indem er von ihrem segensreichen Einfluß spricht. Es ist ein vielfach wiederkehrendes Motiv, das im 5. Fastnachtsspiel verarbeitet wird: Der Rat an einen schlechten Mann, zu heiraten, um durch die veredelnde Wirkung der Ehe mit einem treuen Weibe den Weg zum Guten durchzufinden.[1]) An anderer Stelle bezeichnet er es als Pflicht der Frau, die Ehre ihres Hauses in derselben Weise hoch zu halten wie der Mann; denn die Gatten seien gegenseitig zur Wahrung dieses höchsten Gutes verpflichtet (F. u. S. III, 76, 33). Diese edle Beein-

[1]) cf. Krügers Hans Clawert, der heiratet in der „tröstlichen hoffnung, Hans würde die alte Haut abgezogen haben."

flussung schafft die gute Ehe, deren Glück Sachs wohl am schönsten an zwei Stellen seiner Werke zur Darstellung bringt. Zum ersten im 71. Fastnachtsspiel:

103. Ein weib der eren tregt ein kron,
Die thůet erfrewen iren mon;
Mit holtseligem schimpf vnd schercz
Erqůicket sie sein trawrig hercz,
Ist sein gehůelff an allen orten,
Mit senften vnd drôstlichen worten
Drôst sie in aller anfechtung,
In angst, verfolgung vnd durchlechtung
Stet sie im pey in aller not.
Dein leben ist ain halber dot,
Dieweil du lebest an ain weib;

zum andern in dem „pitter sůes elich leben“ (F. u. S. IV, 441):

15. Mein fraw war mein paradeis dewer
Vnd auch mein tegliches fegfewer.
Sie war ein himel meiner sel,
Sie war auch oft mein pein vnd hel.
23. Sie war mein gart vnd rosenhag,
War oft mein plitz vnd doner schlag.
49. Sie war mein fried vnd ainikeit,
Auch mein teglicher Lebenstreit.

Die Betrachtung der Werke der lutherischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts beweist, daß das Streben des Reformators für eine höhere sittliche Auffassung der Ehe reiche Früchte zeitigte. Wir dürfen jedoch, indem wir den Kampf des Protestantismus um Anerkennung des Segens des häuslichen Herdes für die innere Entwicklung der Menschen verfolgen, nicht außer acht lassen, daß auch die katholische Kirche, trotz des von ihr gepredigten Ideals des Zölibats, die Heiligkeit der Ehe anerkennt. Einige Äußerungan katholischer Schriftsteller über das Eheproblem mögen das belegen.

Thomas Murner, der schärfste Gegner der lutherischen Lehre von der Ehe, richtet seine Satire gegen die, welche das Sakrament der Ehe um materieller Vorteile willen beschmutzen, und fordert, daß allein sittliche Gründe bei der Gattenwahl in Erwägung gezogen werden sollen. Das zwanzigste Kapitel der

„Schelmenzunft“ enthält eine Klage über den Wandel in der Auffassung der Männer. Früher habe man darauf gesehen, ein junges Mädchen zu finden, das lieb und gut sei und einer ehrbaren Familie entstamme. Jetzt sei die Frage nach der Mitgift ausschlaggebend. Er geißelt die Erniedrigung der von Gott geschaffenen Ehe durch die utilitaristische Gesinnung der Männer, indem er darstellt, wie sehr die Habgier des Bewerbers Herr werde, wie sein Egoismus ihn auch gegen die größten Schwächen der Erwählten blind mache. Nicht minder scharf geht er gegen die Nichtbeachtung der Standesunterschiede vor, gegen Bürger, die glauben, durch eine Heirat ihrer Tochter mit einem Edelmann ihr Ansehen zu vermehren und gegen Adelige, die ihre Ehre beschmutzen, indem sie des Geldes wegen ein Mädchen unter ihrem Stande heimführen. Der Bürger, sagt er (Narrenbeschwörung 37, 13),

. . . . . meint, er sy ins adels stat,
Wann syn kindt ein edling hat,
Dem er muß geben ein grosse summ,
Nun das er zum adel kum,

und vom Adel urteilt er (ebenda 19):

Syt das der adel ist verdorben,
Hondt er nach burgers töchtern geworben.

Vom katholischen Standpunkte aus glorifiziert Erzherzog Ferdinand II. in seinem „Speculum vitae humanae“ die Ehe.[1]) Mit denselben Argumenten wie noch in Luthers erstem Werk über die Ehe wird auf den christlich biblischen Charakter der Ehe und auf die Gefahren des ledigen Standes hingewiesen, und die Vorzüge der ehelichen Gemeinschaft für das irdische Glück und die ewige Seligkeit werden betont.

In denselben Bahnen bewegt sich ein einflußreicher katholischer Schriftsteller um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, Aegidius Albertinus. N. Paulus wendet sich in einem Aufsatz „Aegidius Albertinus über die Frau und über die Ehe“[2])

[1]) cf. Einleitung S. 44.

[2]) Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, hrsg. von F. Binder und G. Jochner, S. 589 f. und S. 646 f.

gegen den von protestantischer Seite[1]) erhobenen Vorwurf, dieser sei ein Verächter der Ehe und des weiblichen Geschlechts gewesen. Die Behauptung, Albertinus betrachte die Ehe als eine Anstalt zur Fortpflanzung und die Frau nur als Geschlechtswesen, widerlegt er durch Anführung von Stellen aus seinen Schriften, wo die Gedanken über die göttliche Einsetzung der Ehe, die innige Gemeinschaft der Gatten, die eheliche Treue und den sittlichen Wert der Kindererziehung wiederkehren.

Es wurde bereits bei der Betrachtung des Einflusses, den die Befreiung von der mittelalterlich-kirchlichen Auffassung der Ehe ausübte, erwähnt, daß eine verhängnisvolle Folge dieser Wandlung die Lockerung der Sitten war. So tritt uns auch in einem großen Teil der Literatur des 16. Jahrhunderts die furchtbare sittliche Verkommenheit weiter Schichten der Bevölkerung entgegen. Mit unerhörter Offenheit und nur zu oft mit gesuchter Deutlichkeit werden die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen dargestellt. Immer wieder wird der Drang bei Mann und Weib, die Lust zu stillen, zum Gegenstand der Schilderung gemacht, und wie viele Maler dieser Zeit sich gegenseitig zu überbieten suchen in der Darstellung wollüstiger Szenen, so ergehen sich die Schriftsteller in virtuos phantasiereichen Beschreibungen geilen Liebeswerbens und wilden Genießens sinnlicher Freuden. Halbwüchsige Mädchen und alte Frauen, junge Männer und mürbe Greise, Mitglieder aller Stände treibt die Wollust hier zu immer neuen Versuchen, das Verlangen nach geschlechtlichem Verkehr zu befriedigen. Der Edelmann begeht Ehebruch mit der Frau des Gleichgestellten, verführt die eigene Magd oder vergewaltigt Frau und Tochter seines Hörigen. Geile Mönche finden williges Gehör im Bauernhause wie im Schloß. Der reisende Bürger und der fahrende Schüler werden im Frauenkloster, wo sie übernachten, von zügellosen Nonnen umworben.

---

[1]) R. von Liliencron in der Einleitung zur Ausgabe von Albertinus, Lucifers Königreich und Seelengejaidt, D. N. L. 26, S. XXI.

Zu Hunderten werden derartige Geschichten in den Schwanksammlungen verarbeitet, und auch wenn die Verfasser durch eingestreute Zwischenbemerkungen die von ihnen geschilderten Verhältnisse verurteilen, so kann das nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Freude an schlüpfrigen Szenen ihnen die Feder führt. In diesen Zoten hören wir nichts von der hohen Auffassung der Ehe und der Wertschätzung der Frau, nur pessimistische Urteile über die häusliche Gemeinschaft und die Darstellung von bösen Weibern finden wir hier.

Es muß sich uns die Frage aufdrängen, gibt es keine Verbindung zwischen der Verkörperung des Ideals der guten Frau in der Literatur nach Luthers Auftreten und den gleichzeitig erscheinenden Bearbeitungen des übel-wîp-Mótivs? Wie erklärt es sich — aus der Masse der betreffenden Schriften geht es doch hervor — daß, trotz der durch die große religiöse Bewegung geschaffenen neuen Ideen, das Publikum immer noch neben den diese neuen Ideen verherrlichenden Werken auch die große Literatur außerordentlich schätzt, die das böse Weib mit seinen tausend Schwächen darstellt, Prügelrezepte gibt und scheußliche Eheszenen schildert? Der Abstand zwischen dem von der Reformation geschaffenen Ideal der christlichen Frau und dem immer mehr differenzierten Typ des bösen Weibes ist so klaffend, daß das Verständnis für beide Richtungen der Literatur dem naiven Menschen des 16. Jahrhunderts abgehen müßte!

Ich habe bei der Betrachtung der Auffassung der Ehe immer besonders betont, daß trotz aller Anerkennung der Vorzüge der Frau noch im ganzen 16. Jahrhundert die mittelalterliche Anschauung von ihrer Stellung als inferiores Wesen herrschend ist. Es ist nicht möglich, wie es bei Brietzmann,[1]) wohl im Hinblick auf die von mir zitierten Stellen aus Hans Sachs' Werken, geschieht, von gelegentlichen Zeugnissen einer „Reaktion gegen die Prügelratschläge“ zu sprechen. Hier muß

[1]) F. Brietzmann, Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters, Sammlung Palästra 42, Berlin 1912, S. 181 f.

doch scharf getrennt werden die wahrhafte eigenste Auffassung des Dichters — und diese spiegelt sich meiner Ansicht nach gerade in diesen Belegen — und die Verarbeitungen aller möglichen Variationen der Prügeldichtungen, in denen die persönliche Meinung der Verfasser nicht unmittelbar in die Erscheinung tritt.

Während so Brietzmann die dunklen Farben zu stark aufträgt, fehlt Kawerau in entgegengesetzter Richtung. Er spricht von dem durch die Reformation aufgestellten neuen Ideal, zieht aber nicht in Betracht, was auch bei den von einem höheren sittlichen Standpunkt ausgehenden Schriftstellern an Mittelalterlichem bestehen bleibt. Erst wenn wir bedenken, daß es allgemeiner Besitz des Volksempfindens ist, daß der Mann die Superiorität gegenüber der Frau besitzt, sie zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet und er berechtigt ist, mit allen Mitteln, auch dem der Züchtigung, sie untertänig zu machen, — erst dann ist der Weg nicht mehr weit zum Verständnis jener häßlichen Prügelszenen, zu den langatmigen Prügelrezepten und zu den Klagen der solchen Mißhandlungen ausgesetzten unglücklichen Frauen. Dann wird es auch verständlich, warum die eine höhere Sittlichkeit predigenden Schriftsteller ich denke auch hier in erster Linie an Hans Sachs, aber auch für andere gilt dasselbe — es nicht verschmähen, Motive wie die Geschichte von den neun Häuten des bösen Weibes und den neun Stationen des Ehemanns auf seinem Passionswege, vom „kiffarbeis kraut“ und „hais eyssen“, vom „pachen holen“ und Kampf um den Bruch etc. etc. zu verarbeiten. Es sind Karikaturen der schlechten Frau, die durch die Häufung des Abstoßenden umso mehr wirken, zum Guten erziehen sollen.

Ich habe mich bei der Darstellung der Herrschaft der Geschlechtsleidenschaft und bei der Betrachtung der großen Literatur, welche sich um das „übel wib“ rankt, auf Andeutungen beschränkt im Hinblick auf die Bloßlegung der hierher gehörenden Verhältnisse in dem mehrfach erwähnten Büchlein von Kawerau und in der eben genannten Arbeit von Brietz-

mann. Es erübrigt sich noch zu fragen, wie weit die Prügelszenen der Phantasie der Verfasser entsprossen oder aber der Wirklichkeit entnommen sind. Um dies feststellen zu können, führe ich zunächst zwei charakteristische Schilderungen aus der Literatur an und vergleiche diese mit der Erzählung Schweinichens von einer Kontroverse des Herzogs von Liegnitz mit seiner Gattin.

Dedekind gibt im „Grobianus“ seinem Helden den Rat:

3942. ..... gib jr manchen schweren streich,
Daß sie werd murb, geschlacht vnd weich,
Vnd jr erzitter leib und blůt,
So bald dein grobheit reden thůt.
Dann du hörst ja gemeinklich sagen,
Drey ding die muß man allzeit schlagen,
Will man daß jren eins gut bleib,
Ein Nußbaum, Esel vnd ein Weib.[1])

In Sachs' 45. Fsp. hören wir von dem traurigen Los einer gequälten Frau:

285. wann ich warhafft in scham vnd zucht
Von mein Eltern erzogen bin,
Wiewol er aber für vnd hin
Mich Huret, säcket, raufft vnd schlug.
Vnd wie ein Fußhadern umbzug.

Und nun Schweinichens Bericht! Die Herzogin weigert sich bei der Tafel zu erscheinen, da ihr eine der teilnehmenden Damen zuwider ist. Darauf kommt ihr Gemahl in ihr Zimmer und „schläget der Herzogin ein gut Maulschelle, davon die Fürstin auch taumelt“. Der Junker wirft sich zwischen beide, um weitere Tätlichkeiten zu verhindern. „Mein Herr aber wollt der Herzogin nach und sie besser schlagen; bin ich geschwind da und schlage die Kammertür vor I. F. G. meinem Herrn zu, daß I. F. G. nicht hernach konnten. Darauf waren I. F. G. auf mich ziemlich zornig, mit Vermeldung, ich sollte ihn ungehofmeistert lassen, es wäre sein Weib, er möchte machen, was er wolle“. Es kommt eine Versöhnung zustande und die Her-

[1]) cf. Murner, Narrenbeschwörung 9, 7. Auch bei Kirchhof, Wendunmuth I 109 und Burkard Waldis, Esop II 91.

zogin erklärt sich bereit, ihren Entschluß aufzugeben, „ungeacht, daß I. F. G. ein blau Auge von der Maulschelle bekommen . . . Wann denn die Herzogin den Strauß, so sie gehabt, verbergen wollte, sagte sie, sie habe sich an ein Almer (Schrank) gestoßsen“ (S. 60f.).

Ich lasse die Frage offen, was abstoßender wirkt, dieses Bild des Verhältnisses der fürstlichen Gatten oder die Darstellung einer ehelichen Szene im Bauernhause bei irgend einem Schriftsteller der Zeit. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wenn es so am Hofe des Herzogs von Liegnitz zugeht, was ist dann unmöglich im Hause eines einfachen Bürgers oder eines ungebildeten Bauern.

Zum Schluß soll hier noch der Ehebruch kurz behandelt werden. Auf die Verwendung des Motivs in der Literatur des 16. Jahrhunderts kann ich unter Verweisung auf die Dissertation von Berger verzichten. Das Resultat seiner Untersuchung, daß im Fastnachtsspiel stets „die gröbste und unwürdigste Sinnlichkeit das Delikt verursacht“ [1]) und daß „der Ehebruch hier in heiterer Maske und mit sorglosem Decamerone-Geist eine gefährlich-aufrichtige Begründung, allerdings eines Zustandes, nicht eines Werdens, so oft erhält“, [2]) läßt sich ohne weiteres auch auf die Behandlung des Motivs in der übrigen Literatur, vor allem in den Schwänken, übertragen. Doch während die Fastnachtsspiele „durch keine Moral getrübte Darstellungen“ [3]) geben, nehmen die Verfasser der Schwänke hin und wieder Gelegenheit, in einer Zwischenbemerkung über die Verbreitung des Lasters zu klagen. So fragt Pauli (Schimpf und Ernst 215): „Quos deus coniunxit nemo separet. Wie kumpt es, das die, die der tüffel zůsamen fügt in der bůlschafft, in eins sancksweisz, die kan niemans voneinander bringen, vnd die got zůsamen fügt, die kan niemans

[1]) Berger, Das Ehebruchsmotiv im älteren deutschen Drama. Würzburger Diss. Heppenheim 1912. S. VII.

[2]) Ebenda S. 120.

[3]) Ebenda S. 78. (Mit Recht hebt Berger Sachs' 61. Fsp. hervor, wo ein Ehebruch aus inniger aufrichtiger Liebe geschieht.)

bei einander behalten?“ und Kirchhof konstatiert (Wendunmuth 24):

„..... schenden nimpt so überhand,
Das ehebruch schier ist nimmer schand.

Diese Ansicht wird vielfach geäußert.[1]) Daß der Ehebruch wie die Schändung einer Jungfrau als todeswürdiges Verbrechen gilt, geht aus der Geschichte „Zu Lohr im Kintzinger thal ersticht einer einen, der im beim weyb liegt“ (Montanus Ander Theyl der Gartengesellschaft 46)[2]) hervor. Der betrogene Ehemann verfolgt den Buhler bis auf den Kirchhof, erschlägt ihn und fährt dann unbehelligt von der Obrigkeit in sein Haus zurück.

Zeugt diese Geschichte dafür, wie schwer das Empfinden des Volkes durch dies Verbrechen sich verletzt fühlt, so beweisen andererseits die Lebenserinnerungen, daß derartige Fälle nicht durchaus selten sind. Sastrow berichtet von einem Manne, der „seinen Ehestand so rein hielt, als der Hundt die Fasten“ (I S. 102) und Felix Flatter (S. 158) erzählt: „Mein vatters provisor liebet heimlich ein firnemme frauw, die eins burgermeisters dochter, ein firnemmen man hett“. Diese Verkommenheit reicht bis in die höchsten Kreise. So finden wir bei Schweinichen eine Bemerkung, die das offenbart: „Letzlichen sehe ich, daß sich der kurfürst mit einer hübschen Jungfer in ein Gezelt verliert“ (S. 106). Allgemein bekannt sind auch die zahlreichen Anklagen gegen den „Eebrecher vnd frawen schender“[3]) Herzog Heinrich von Braunschweig.

Daneben bieten die Autobiographien ohne Ausnahme Beispiele im besten Sinne glücklicher Ehen, die die Gewißheit erbringen, daß Huttens schöne Worte im „Gespräch-Büchlein“ auch für die Zeit der Herrschaft des Grobianismus noch Gel-

[1]) cf. Urner Spiel von Wilhelm Tell 680 f.; Schwarzenberg, Trostbuch um abgestorbene Freunde 793 f.; Wickram, Der treue Eckart 908 f.

[2]) Ein tatsächliches Vorkommnis. Vgl. Zimmerische Chronik 2, S. 523: Ein betrogener Ehemann tötet den Liebhaber seiner Frau und wird nicht zur Rechenschaft gezogen: „Die obrigkait nam sich der sachen weiter nit an, dieweil der schreiber an der thatt ergriffen“.

[3]) Burkard Waldis, Streitgedichte.

tung besitzen: „An keinem Ort, do man der frawen hut, magst du weypliche scham onverserter finden, dan bey dißen, die deren kein wartung, noch vffsehung habe. Es ist auch nyergent weniger eebruch, vnd würt die Ee an dem ort am strengklichsten vnd vesten gehalten (Böcking IV, S. 286). Sye getrawen einander wol, vn leben in guter trew vnd glauben, frey vnd redlich, on allen trug vn vntrew. sye wissen auch von keinem hinderlist“ (ebenda S. 287).[1])

III. Kapitel.

Verlobung und Hochzeit.

Schon in außerordentlich frühem Alter gilt das junge Mädchen als heiratsfähig. Nach Günzburg (Schriften I, S. 113) darf die Jungfrau mit 15 Jahren in die Ehe treten. Luther gibt als Termin die Zeit vom 15.—18. Lebensjahre an, während nach seiner Ansicht der Mann 20 Jahre alt sein soll (Vom ehelichen Leben. Werke X Abtlg. II S. 267 f.) Doch scheinen Mädchen in noch jugendlicherem Alter bereits zu heiraten; denn Montanus erzählt einmal von einer „schön jung thochter bey vier-

[1]) Ich möchte noch kurz auf die Auffassung der Ehe bei den Wiedertäufern in Münster eingehen. Wir finden eine Darstellung in Rotmanns „Restitution rechter und gesunder christlicher Lehre“. Das oberste Prinzip liegt in dem Bibelwort „Wachset und mehret euch“. Daraus folgert er, der Mann dürfe den Geschlechtsakt nur ausführen, wenn die Frau fähig sei, Kinder zu zeugen, und daß es demnach unmoralisch ist, von einer Frau die Erfüllung der ehelichen Pflicht während der Schwangerschaft zu verlangen. Zweitens aber folgert Rotmann aus dem zitierten Bibelwort, daß der Mann berechtigt sei, Vielweiberei zu treiben. Ob es sich hier um ökonomische oder geschlechtliche Vielweiberei handelt, läßt sich nicht bestimmt sagen, wie ja überhaupt die Verhältnisse in Münster noch nicht erschöpfend geklärt sind; cf. H. Hermsen, Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung, Breslauer Diss. Stuttgart 1912, wo weitere Literatur.

zehn jaren alt, noch unverheurat“ (Ander theyl der Gartengesellschaft Nr. 86). Im 18. Sterzinger Spiel verlangt gar eine Zwölfjährige von ihrem Vater, er solle ihr einen Mann geben (V. 418 f.). Auf eine Klage Murners über zu frühes Heiraten weist schon Weinhold (I. S. 266) hin.

Den aus früherer Zeit[1]) bekannten Brauch, daß die Eltern schon zur Zeit, da die Kinder noch minderjährig sind, einen Ehevertrag für diese abschließen, finden wir auch im 16. Jahrhundert verbürgt. Platter berichtet: „Es hatt mein bäsy zu Straßburg irs brůders seligen dôchterlein by ir .... mein vatter gedacht ein ee uß uns zweien mit der zeit zemachen und wil wir beide jung, nit über 12 jar alt, ein versprechung, wie man in Wallis pflegt, zwischen uns ufzerichten“ (S. 140).

Der hier ersichtliche entscheidende Einfluß der Eltern auf die Verheiratung tritt auch bei den erwachsenen Kindern noch hervor. Immer haben die Eltern ihre Zustimmung zu erteilen, ehe der Bund geschlossen werden kann. Das spricht aus den Fastnachtsspielen, in deren Mittelpunkt ein heiratslustiges Paar steht, dessen Schicksal in traditioneller Weise sich entwickelt: Brautwerbungszene, Hochzeit, Tanz und Schlußrede. So geschieht es in Peter Probts „zwaierlai Ellttern“. In desselben Dichters „Bauren heirat“ kommt dadurch ein neues Element in den allgemein gebräuchlichen Verlauf, daß die Mutter der Braut sich weigert, ihre Tochter herzugeben.[2]) Gelingt es hier, die Einigkeit nach vielen Schimpfreden doch noch zustande zu bringen, so sehen wir in Hans Sachs' „Von der unglůckhafften, verschwatzten Bulschafft“ (39. Fsp.), wie ein Herzensbund zerbricht an dem Widerstand des hartnäckigen Vaters des Bräutigams, der seinen Sohn zu enterben droht.

Im Beschluß warnt übrigens der Dichter vor heimlicher Verlobung:

538. Obs gleich nit vnehrlich zugeht,
Doch ein bôß gschrey daruon entsthet,

[1]) Schultz, Höfisches Leben I, S. 622.

[2]) cf. W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas III, S. 309.

Durch der klaffer gifftige zungen,
Wie meiner tochter ist mißlungen,
Die nun ist ellendt vnd versetzt,
Von dem Jůngling gar vnergetzt,
Bringt vns Eltern in angst vnd weh.
Also die lieb vnd heimlich Eh
Bringen schandt vnd viel ungemachs.

Die Macht der Eltern geht sogar so weit, daß sie gegen den Willen der Tochter eine Heirat mit einem ihnen äußerer Umstände halber genehmen Freier vermitteln können. Schweinichens Selbstbiographie bietet einen krassen Fall, wo eine junge Adelige geradezu von den eigenen Eltern überrumpelt wird. Es handelt sich hier um ein Mädchen, das, nachdem es einem Manne versprochen ist, einen andern kennen lernt, der ihr sympathischer erscheint. Um zu verhindern, daß die erste Verlobung zurückgeht, werden heimlich von der Familie Vorbereitungen zur Verheiratung getroffen. Eines Morgens erscheint die Hochzeitsgesellschaft, und das junge Mädchen muß sich wohl oder übel in den Willen ihrer Verwandten fügen (S. 175 f.).

Nachdem die Besprechungen der Eltern stattgefunden haben und eine Einigkeit erzielt worden ist, findet die Verlobung statt. Die Eltern geben die Kinder zusammen und erteilen ihnen ihren Segen. In Sachs' oben erwähntem Fastnachtsspiel richtet die Brautmutter an den Bräutigam die Worte:

392. Ena, die liebste Tochter mein,
Sol Dir Ehlich verpflichtet sein.

Diese Verpflichtung wird durch den Austausch von Geschenken befestigt. Das Mädchen gibt seinem Geliebten einen Ring, dieser seiner Braut einen Groschen, das „Angeld" und ein „facilet".[1])

Mit der Erledigung dieser Förmlichkeiten ist die Verlobung rechtsgültig und kann nicht mehr ohne weiteres gelöst werden. Einer Bemerkung Felix Platters über sein Verhältnis zur Familie seiner Braut ist zu entnehmen, daß dem Bräutigam

[1]) Schultz, Höfisches Leben I, S. 622.

besondere Rechte gegenüber dieser nicht zustehen: „Ich mocht hiezwischendt on schuechen wol in sein haus gon, welches mich verwundert, das es im nit mißfiel, wil es noch kein beschloßene ee war und alß baldt hindersich hette gon kennen“ (S. 311).

Trotzdem ist die Verlobung für beide Teile verpflichtend. Das geht schon aus den Ausführungen Luthers in dem Aufsatz „Von Ehesachen“ hervor, dessen leitende Grundsätze gegeben wurden.

Eine lange Verlobungszeit kennt das 16. Jahrhundert nicht. Felix Platters Vater wünscht dringend die Heirat seines Sohnes, nachdem dieser 4 Monate verlobt ist (S. 310), und Schweinichen verlobt sich Ende Januar und heiratet in der Fastnachtzeit (S. 248 f.).[1]) In manchen Fällen ist es sogar zweifelhaft, ob durchgängig eine Trennung zwischen Verlobung und Hochzeit besteht.[2])

Aus einigen Belegen der Literatur des 16. Jahrhunderts scheint hervorzugehen, daß manchmal Verlobung und Hochzeit zusammenfallen, so aus den schon erwähnten schablonenhaft verlaufenden Fastnachtsspielen, die eine Brautwerbung zum Gegenstand haben. Im 18. Sterzinger Spiel schickt der Vater jeden Freier zu der von ihm begehrten Tochter; die Mädchen erklären ihr Einverständnis und senden wiederum die Liebhaber zum Vater, der sofort mit ihnen die Höhe des Heiratsgutes ausmacht und darauf seinen Segen gibt.

Über die Höhe des Heiratsgutes sind wir gut unterrichtet. Es besteht in barem Gelde und in Naturalien, wird entweder gleich nach der Hochzeit dem jungen Paar zur Verfügung gestellt oder aber jährlich geliefert. Besonders werden jähr-

---

[1]) Allerdings ist Schweinichen mehrere Jahre heimlich versprochen, aber gegen den Willen der Brautmutter (S. 230).

[2]) Eingehend äußert sich zu dieser Frage R. Sohm, Trauung und Verlobung, Weimar 1876, S. 112. Er weist nach, daß nach deutschem Recht die Verlobung Eheschließung und die Trauung nicht Eheschließung, sondern Vollziehung der schon geschlossenen Ehe ist (S. 123), während Friedberg die Ansicht vertritt, die Trauung sei Schließung der Ehe.

liche Lieferungen von Vieh und Ernteerträgen versprochen. Ist der Vater eines der beiden Verlobten zu arm, um bare Mitgift geben zu können, so nimmt er auch wohl die Neuvermählten in sein Haus auf und sorgt für ihre Bedürfnisse, bis sie imstande sind, einen eigenen Hausstand zu begründen.

Der arme Hirte in der „bauren heirat“ erhält von seiner Braut:

268. . . . . ein melckubel,
das hincket pfer, ein pflug, ein flëgel,
Die reudig sau, ein holtz schlegel
Und geb im vom kuchenrat zwo pfannen,
Den gar altn göcker zu ein hauskannen.
Vnnd schencket im gleich ach ain zwugennß
Vnd sunst annders cinserla cennß.

Eine bedeutendere Mitgift erhält ein Freier im 18. Sterzinger Spiel:

179. 400 gulden par vnd perait,
Vnd alle jar ain mut traidt.

Übrigens erhalten hier die drei Töchter verschieden große Hochzeitsgüter, und zwar wird die älteste am reichsten ausgestattet. Ob das allgemeiner Brauch ist, läßt sich hiernach natürlich nicht entscheiden. Dagegen dürfen die nun folgenden Angaben wohl als historische Dokumente angesehen werden:

Die Festsetzung der Mitgift bei der Heirat Felix Platters führt zu einem Streit zwischen den beiden Schwiegervätern. Er schreibt darüber: „... vermeldet mein zůkůnftiger schwecher, sein dochter wurde mir beßer alß 300 ℔ wert zů bringen, dorunder 100 gulden in barem gelt, daß ander in kleideren etc. do man mein vatter frogt, was er mir geben wurdt, sagte er, er kente nichts nennen, er hette nur mich, were alleß sunst mein. alß man in aber ermant, er solte etwas namsen, dan es mechte enderungen geben, antwortet er, hette sich nit bedocht, wolte doch 400 gulden nenen, die er aber mir nit gen kent, wir solten darfir by im den tisch han, dan er kein gelt hette, mir zegeben.“ Damit erklärt der Vater der Braut sich nicht einverstanden, und erst dem Zureden der Freunde gelingt es, Einigkeit über diese Frage zu erzielen (S. 312 f.).

Bartholomäus Sastrow geht nur kurz auf die Frage der Mitgift ein. Er sagt: „Ich forderte keinen Brautschatz, fragte auch nicht wie hoch der sein solte. Meine Schwester aber sagte mihr vngefragt, das meiner Braut Vatter mihr 200 fl. geben wurde.“ Das ist eine sehr bedeutende Summe, wenn wir zum Vergleich die Mitteilung heranziehen, daß er ein Haus gemietet habe für den jährlichen Mietspreis von 4 fl. (Band III, S. 7).

Die Tochter Sebastian Schärtlins erhält „zur Huhs-Steur 4000 fl. und sonsten Sie woll mit Kleider und Kleinod 2000 fl. werth außgesteuert“ (S. 55). Als sein Sohn heiratet, bringt die Frau „zu Heyrathgut 2000 fl. und eine ziemliche Ausfertigung“ (S. 271). Auch Schweinichen gibt die Höhe der Summe an, die seine Braut ihm mitbringt, „mir zugesaget ward, in Jahr und Tag 1600 Thlr. und nach der Mutter Tode 400 Thlr. (S. 249).

Im Bauern- und Bürgerhause ist die Festsetzung der Mitgift der Auftakt zu den eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten. Der Adel scheint abweichende Sitten zu haben. Jedenfalls berichtet Schweinichen, er habe die Verlobung „gehalten“ und dabei sei ihm das Versprechen wegen des Heiratsgutes gemacht worden (S. 249).

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind, findet die Hochzeit statt. Über den Verlauf des Festes gibt die Literatur des 16. Jahrhunderts weitgehenden Aufschluß. Was wir über die Bauernhochzeit erfahren, beschränkt sich auf das in den oben charakterisierten Fastnachtsspielen Dargebotene, deren wirkungsvoller Schluß statt des sonst üblichen Tanzes der Beginn der Hochzeitsfeierlichkeiten ist. Wir können diesen Spielen entnehmen, daß das Fest im wesentlichen der Bürgerhochzeit entspricht. Der Bund wird geschlossen in Anwesenheit von Trauzeugen:

157. . . . . so wollen wir berueffen heut
Zu der heirat erbere leut!
Die muessen sein bei dem hantschlag.

Nach der Trauung versammeln sich die Gäste zum Hochzeits-

mahl und „mit saitten spil, pfeiffen vnd trumen“ wird „ërlich hochzeit gehalten“ (198). Der reichliche Genuß geistiger Getränke und die ausgelassene Unterhaltung rufen nur zu leicht eine erregte Stimmung hervor, und eine allgemeine Prügelei beschließt das Fest:

Kirchhof Nr. 195. Ein bauwrnhochzeit on schlägerey,
Ein böss weyb gschlagen on heuln,
Wird selten funden in der welt.

Fehlen uns eingehendere Angaben über die Hochzeitsfeier auf dem Lande, so sind wir dank der Lebenserinnerungen der beiden Platter und Schweinichens über dieses Fest bei Bürgertum und Adel um so besser aufgeklärt. Die Aufzeichnungen Felix Platters (S. 313 f.), die schon Freytag dem Kapitel „Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt“ seines Buches „Aus der Zeit der Reformation“ zugrunde legt, entrollen vor uns ein getreues Bild dieses bedeutsamsten Familienfestes.[1])

Die Festsetzung des Hochzeitsgutes eröffnet, wie schon bemerkt, die Feier. Es folgt die gegenseitige Verpflichtung („man gab uns zesamen“) und der Austausch von Geschenken. Ein Gastmahl im Hause des Brautvaters beschließt diesen Tag des Festes. Zwei Tage später, am Samstag, werden die Einladungen zur Trauung herumgetragen, die am Montag stattfindet. Eine stattliche Gästeschar vereinigt sich, von Platters Seite außer seinen Verwandten und jüngeren Freunden, Nachbarn, Zunftgenossen und Mitglieder des Rats, von seiten der Braut Verwandte und vornehme Freunde, viele hohe Persönlichkeiten, der Bürgermeister und höhere Geistliche. Am Sonntag „verkündet man uns im münster wie brüchlich“, und am Montag findet die eigentliche Hochzeit statt. Die Geladenen versammeln sich im Hause des Bräutigams, der für diesen Tag besonders reiche Kleidung anlegt: „legt mein britgam hembdt, daß man mir geschickt, an, mit einem guldenen kragen und viel guldenen spengelen, an einem kurtzen

[1]) Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Band II. 2. Abteilung, Leipzig 1888, S. 312 f.

krôs, wie domol brûchlich, und rot syden attlas wammiß und libfarbe hosen zoch ich an". In feierlichem Zuge, „in der procession", führen die Gäste den Bräutigam vor das Haus der Braut, wo man ihm sein Sametbarett mit einem „beerlin börtlin mit blûmen" schmückt. Die Braut erscheint „in einer libfarben scherben". Ein vornehmer Gast führt sie auf dem Gang zum Münster, und dort wird die Trauung vollzogen: „nach gethoner predig gab man uns zesamen, ich gab ir ein ring gewunden fir 8 cronen". Auf dem Rückweg in das Vaterhaus des Bräutigams führt dieser seine junge Frau. Die Neuvermählten erhalten zunächst alter Tradition[1]) gemäß einen Trunk: „zogen . . . . . zum Geiegt, do man uns zedrinken gab". Sodann findet das große Festessen statt. Mehr als 150 Personen nehmen daran teil. Männer und Frauen sitzen getrennt, und die Jungfrauen haben wiederum gesonderte Plätze. Fisch, Geflügel, Fleisch, also eine reich besetzte Tafel bietet sich den Gästen. Doch betont Platter, das Essen habe nicht lange gedauert: „. . . . . so nit lang wert, wie ietz im bruch". Nachdem das Mahl beendigt ist, versammelt sich die Gesellschaft im Hause eines Freundes, wohl weil die Räume im Platter'schen Hause nicht ausreichen, und bis zum Abend wird getanzt. Nach einem nochmaligen Essen ist dieser Festtag vorüber. Es folgt noch ein zweiter, an dem abermals die Gäste sich zum Mittagessen einfinden und bis tief in die Nacht beisammen bleiben. Damit ist die Feier beendigt.

Daß auch stillere Hochzeiten im 16. Jahrhundert nicht unbekannt sind, lehrt die Schilderung Thomas Platters von seiner Hochzeit, über die er sagt: „. . . . . giengen . . . zu Dûbendorff by des herr Miconii schwager, der was do praedicant, zkilchen und hûlten uns dhochzyt mit sölcher pracht, das lût by uns am tisch waren, die wußten nit, das ein hochzyt was. znach giengen wier wider in dstatt und gieng ich in mein herberg gan liegen, den wier woltens bede heimlich han". (S. 59).

---

[1]) cf. Weinhold I, S. 365.

Der Vollständigkeit halber führe ich noch einige Belege an, die von speziellen Sitten bei der bürgerlichen Hochzeitsfeier Zeugnis ablegen. Wohnen Braut und Bräutigam in derselben Stadt, so holt der Bräutigam, wie wir aus Platters Bericht ersehen, die Braut in feierlichem Zuge der Gäste aus ihrem Vaterhause ab. Hat sich der Bräutigam eine Frau aus einer fremden, aber nicht so fernen Stadt erkoren, so reitet er mit seinen Freunden dorthin, um die Braut und ihre Mitgift mit großem Gepränge in die neue Heimat zu geleiten. Wir können das der 7. Erzählung von Krügers „Hans Clawert“ (S. 20) entnehmen; von der andern dort erwähnten Hochzeitssitte wurde bereits bei anderer Gelegenheit gesprochen.[1])

Von einem in den Städten beliebten Hochzeitstanz erfahren wir aus Hans Sachs „der purger dancz“ (F. u. S. II, 230) Zwei Vortänzer fordern dazu auf mit den Worten:

Las vns den rayen sitlich fůeren,
Wie es den purgern thuet gepůeren,
So auf die hochzeit sind geladen,
Das wir nicht verthien vngenaden,
Pey den junckhern vnd erbern gesten
Sůnder uns halten nach dem pesten
zu er dem preůtgam und der prawt,
Die uns den vortanz habn vertrawt!

Es folgen neckische Reden und Gegenreden zwischen den Mitgliedern der einzelnen Paare, Vorwürfe wegen treuloser Liebe und andere scherzhaft tändelnde Sprüche, die während des Tanzes gesprochen werden. Wie sehr übrigens die Bitte der Vortänzer, ehrbar zu tanzen, am Platze ist, zeigt die von Bartholomäus Sastrow mitgeteilte Verordnung des Greifswalder Rates: „da die dantze in den Hochzeiten mit vnurchampten Vmmekuselen mit Frawen vnnd Jungfrawen gahr zu vnschmidig gemisbraucht, der sich nach dem Vorbott vnderstehen wurde, vor den Lubischen Baum gefordert, vnnd ohne Ansehent der Personen gestrafft werden solte. (Sastrow Band III, S. 5).

---

[1]) cf. S. 39.

Endlich ist noch die von Sastrow mitgeteilte Sitte des „Steingandes“ zu erwähnen. Am Nachmittage der Hochzeitsfeier begibt sich der Bräutigam, begleitet von den beiden vornehmsten und gefolgt von den übrigen Gästen zu einem im Eingang zur Diele seines zukünftigen Wohnhauses liegenden Pflastersteine, dem „Ehlstein“. Hier muß er einige Augenblicke allein verweilen, während Spielleute musizieren, und nur wenn keiner sich meldet und etwas gegen ihn aussagt, kann er in das Haus, wo die Hochzeit stattfinden soll, zurückkehren. Sastrow gibt folgende Erklärung für diesen Brauch: „Sagen, das der Brautmann sich derwegen alleine auf den Stein bloss ohne einichen Beistandt hat stellen mussen, wo jemandts Einsage hette, sollichs er noch vor der Copulation gewertig sein möste“.

Noch weit höheren Aufwand als das Bürgertum macht der Adel bei der Hochzeitsfeier. Mit gewaltigem Prunk und verschwenderischer Pracht wird das Fest gefeiert. Unglaublich hohe Summen werden ausgegeben, Summen, die oft die Mitgift weit überschreiten. Den Verlauf dieser sich oft über eine Woche hinziehenden Festlichkeiten können wir nach den verschiedenen Schilderungen fürstlicher Hochzeiten durch Schweinichen verfolgen. Für jede der von ihm erwähnten Hochzeiten gilt, was er von der ersten erzählt, die er als Page des Hauses Liegnitz mitmacht: „ist die Hochzeit mit grossen Fürstlichen Ceremonien angefangen und verbracht worden“ (S. 25). Ein für moderne Begriffe unglaublicher Luxus wird bei diesen Festen entwickelt. Hunderte von Gästen erscheinen. Erwähnt werden meist nur die hervorragenden Teilnehmer. So erzählt Schweinichen, bei der Hochzeit eines Grafen von Hanau seien allein „28 Fürsten, Grafen und Freiherrn und 32 Gräfinnen, Freiherrinnen und Fräulein gewesen“ (S. 92). An der Hochzeit eines andern vornehmen Geschlechts hätten über 70 Jungfrauen teilgenommen „der Braut zu gefallen, alle weiss gekleidet, in Damast, Kattecke und dergleichen, auch mit Ketten und Kleinodien über die Maße gezieret“ (S. 76). Geradezu märchenhaft klingt die

Beschreibung der Eheschließung eines Herrn Wilhelm von Rosenberg mit der Pfalzgräfin von Baden (S. 164 f.). Die Feier dauert sieben Tage und kostet über 100000 Taler. „Tanzen, Fechten, Ringelrennen, Mummerei, Feuerwerk und andere Kurtzweil“ bilden die Unterhaltung während der Festtage. Wenn wir aber „aus der Küchen ein kurz Verzeichnis des Aufganges“ durchsehen, so ergibt sich, daß unzweifelhaft die Tafelfreuden der beliebteste Teil der Hochzeit sind, wenn wir auch in Rechnung stellen müssen, daß „auf allen Herrschaften und Dörfern (des Bräutigams) die ganz Hochzeit über täglich arme Leute gespeiset“ werden. Ich gebe noch einige Zahlen aus dieser Aufzählung an, die genügen, um den Umfang einer solchen Festlichkeit zu beleuchten. Es werden verzeichnet an Wild 2708 Stück, in der Hauptsache Hasen (2292), daneben Hirsche, Wildschweine und Rehe, an Geflügel außer 22687 Krametsvögeln und 12581 Hühnern noch Fasanen, Auerhühner, Rebhühner und Gänse, im ganzen 48174 Stück, an Vieh 6027 Stück, 370 Ochsen, 2681 Schöpse, 1579 Kälber, 421 Bratlämmer, 399 Schweine und 577 Spanferkel, endlich an Fisch allein 15800 Karpfen, alles in allem 18640 Stück.

Die Zeremonien bei der Hochzeit des Adels stimmen mit denen der übrigen Klassen überein. Der Bräutigam holt die Braut feierlich ein: „Folgenden Tages ritten I. F. G. mit dem Bräutigam der Braut .... entgegen. Hatt ungefähr 32 Ross und 3 Trommeter“ (S. 164). Schweinichen berichtet, bei seiner eigenen Hochzeit seien alle weiblichen Teilnehmer und er selbst grün gekleidet gewesen: „hatte mich grün von seiden atlas gekleidet und Silberzindel untergelegt, und alle meine Frauenzimmer ingleichen grün . . . wie dann auch meine Braut und ihre Frauenzimmer grün gekleidet waren“.[1]) Der Bräutigam geleitet seine Braut aus dem Frauenzimmer in den großen Festsaal des Schlosses, wo „Trauung und Überantwortung“ statt-

[1]) Gleichartige Kleidung aller Hochzeitsgäste scheint nicht vereinzelt zu sein, cf. Wickram, „Goldfaden“ S. 336, 22 „Als aber die zeit kam, das yedermann auff der hochzeit solt erscheinen, liess der graff alles sein volk in gleiche farb kleiden“.

finden. Dem Festakt folgt ein frohes Mahl, und am Abend geleiten nahe Verwandte, Männer oder Frauen, die Jungvermählten in ihr Schlafzimmer. Mit einer Predigt am folgenden Morgen ist der ernste Teil der Hochzeitsfeier beendigt, und das Vergnügen tritt für die übrigen Tage, die das Fest noch dauert, in seine unbeschränkten Rechte. „Man sagt gemeinlich, man solle uf den hochzeiten und haimfierungen voll sein", meldet die Zimmerische Chronik (III, S. 519).

Für die reiche Gastfreundschaft erweisen die Eingeladenen sich durch stattliche Geschenke dankbar. Schärtlins Schwiegertochter erhält Hochzeitsgaben im Wert von 1300 fl. (S. 271), seine eigene Tochter wird weniger reich beschenkt, der Wert der ihr überreichten Kleinodien beläuft sich auf 600 fl. (S. 55). Doch kommt es vor, daß die Gäste sich dieser unbequemen Pflicht entziehen. So sagt Schweinichen: „Ungeacht, daß ich die Fürstl. Personen hatte eingeladen, und bräuchlich ist, daß sie schenken, so ward doch von ihnen nichts verehret, außer ein Rath zu Liegnitz ließen der Braut einen Türkis-Ring verehren" (S. 255).

Wie oben erwähnt, werden die Neuvermählten am Abend des ersten Hochzeitstages von Verwandten oder nahen Freunden in die Brautkammer geleitet. Die altgermanische Sitte, „das Ehebett vor Zeugen zu beschreiten",[1]) besteht im 16. Jahrhundert nicht mehr. Felix Platter wird mit seiner Braut von seiner Mutter in die Kammer geführt: „.. . . . . kom mein můter . . . und sagt, wir solten schlofen gon, furt uns heimlich die hinder stegen uf . . . in mein kammer" (S. 319). „Musste ich hernach die Braut zu Bette führen" erzählt Schweinichen (S. 175). Bei seiner eigenen Hochzeit übernehmen die Herzogin und die Brautmutter das Amt, das junge Paar ins Schlafgemach zu bringen und unterlassen es nicht, den Bräutigam zu ermahnen, schonend gegen seine Frau zu sein: „F. G. die Herzogin, die Frau Kurzbachin neben der Jungfrau Mutter, brachten mir die Braut zu Bette geführet, gaben mir ein Lehre, ich solte die Nacht friedlich leben" (S. 254).

[1]) Weinhold I, S. 384.

Wenn auch in diesem Falle die Bitte um Rücksicht für die junge Frau unnötig ist, denn Schweinichen fügt hinzu: „welches von mir auch beschahe, dazu denn der starke Rausch auch wohl half, friedlich zu leben", so vermag doch diese Bemerkung für das rohe Empfinden der Zeit Zeugnis abzulegen, das es dem jungen Ehemanne nicht verbot, seine Lust in unglaublich schonungsloser und gemeiner Weise an der Frau zu kühlen. Zwei von Schweinichen mitgeteilte Fälle stellen diese traurigen Zustände in hellstes Licht.[1])

Daß sich der Verfasser eines an Zoten reichen Fastnachtsspiels diese Gelegenheit, seine Derbheiten anzubringen, nicht entgehen läßt, ist verständig. Was sich darin jedoch Peter Probst leistet, wenn er die Brautnacht eines Bauernpaares beschreibt, gehört zu dem Stärksten, das uns in der Literatur des 16. Jahrhunderts zugemutet wird.[2]) Kulturgeschichtlich interessant sind die letzten Zeilen dieser Schilderung: . . . .

. . . . . khumbt geloffen frau vnd mon,
Die praut vnd preutigam an singen,

denn sie erbringen den Beweis, daß die Sitte, daß die gesamte Hochzeitsgesellschaft bei dem ersten Beilager die Braut „niedersingt", noch nicht erloschen ist.[3])

Diesen abstoßenden Beschreibungen der Herrschaft lüsterner Zudringlichkeit stehen Beispiele gegenüber für zarte Rücksichtnahme des Mannes gegen seine junge Frau und Verständnis für die Weihe des ersten gemeinsamen Lagers der Neuvermählten. Thomas Platter erzählt, daß er erst, nachdem er sechs Wochen verheiratet ist, mit seiner Frau geschlechtlich verkehrt.[4]) Andere Belege bringen die Autobiographien nicht. Dagegen besitzen wir in einem Schauspiel eine dichterische Gestaltung des Glücks der ersten Liebesnacht, die wie ein persönliches Bekenntnis anmutet.

---

[1]) a. a. O. S. 19 und S. 26. Von einem Manne, der in der Brautnacht sein Haus verläßt und zu einer Dirne geht, erzählt die Zimmerische Chronik (II, S. 195 f.).

[2]) Probst, Bauernheirat 433 f.

[3]) cf. Weinhold I, S. 385 f.

[4]) Platter, S. 59.

Erzherzog Ferdinand II. läßt im „Speculum vitae humanae“ den Verfechter der Eheidee sprechen: „zu Nacht, wann sy mit einander in jr Schlafkämmerlein kommen, so zeucht Sy sich aus biss auff jr Hemmetlein, das von subtiler durchsichtiger leinwat gemacht, stehet da auf jren schneeweisen Schencklein vnd eh das man das liecht ablöscht, so sicht der Mann durch das subtile Hemmet jren schneeweissen Leib, legt sich darnach zu jme, nimbt jn in jre armb, da wirdt dann sein hertz erfreuet, Sy sicht jn mit jrem lieblichen holdseligen Gesicht freundlich und lachend an, alsdann erscheinen in jhren rosenfarben Wanglein, die holdseligen grueblein vnd sein jhre augen gericht wie ainen falcken, so nach dem Raiger in die höche sehen thuet“ . . . (S. 61).

Gewiß malt hier der Gatte der Philippine Welser aus tiefinnerstem Erleben die süße Seligkeit der Stunde, in der der liebende Mann das liebende Weib zum ersten Male ganz sein eigen nennt.

IV. Kapitel.

Die Frau.

Bei der Charakteristik der Frau haben wir zwei Haupttypen zu unterscheiden, die gute und die böse. Bei der Darstellung beider herrscht eine gewisse Eintönigkeit. Das Wesen der guten Frau ergibt sich unmittelbar aus der Stellung, die ihr in der Ehe zugewiesen wird, und ebenso oft wie das Verhältnis von Mann und Frau zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird, unternehmen es die Schriftsteller, ihrem Publikum die daraus ohne weiteres zu entnehmenden Tugenden des guten Weibes vor Augen zu führen. Es geschieht entweder in den Idealbildern, wie sie das Drama oder die lehrhaft moralisierenden Partien der Fabeln, der Schwänke, der Fastnachtsspiele bieten, oder durch Gegenüberstellung des segensreichen Wirkens einer guten Hausfrau zu einer bösen Frau.

Wenn ich mich jetzt der Charakteristik der guten Frau zuwende, so kann ich mich unter Benutzung der Untersuchung von Gattermann[1]) über die deutsche Frau im Fastnachtsspiel auf eine zusammenfassende Darstellung beschränken auf Grund der dort aus Hans Sachs' Spielen zusammengestellten Belege.[2])

Bei der dann sich anschließenden Beschreibung des Charakters der schlechten Frau genügt ein kurzes Gesamtbild, das ich unter Zuhilfenahme des eben genannten und des Brietzmannschen Buches entwerfen werde. Ich kann mich mit ruhigem Gewissen auf die Dissertation Gattermanns stützen, da mir eine genaue Kontrolle möglich war. Den größten Teil der in Betracht kommenden Literatur, vor allem sowohl Hans Sachs' Fastnachtsspiele als auch seine Schwänke und Fabeln, hatte ich bereits durchgearbeitet, als mir das Buch bekannt wurde, und konnte so leicht feststellen, daß Gattermann eine außerordentlich umfassende Sammelarbeit geleistet hat — jedenfalls ist mir nicht aufgefallen, daß er etwas übersehen hat.

31 in den zeitlich vor Sachs liegenden Spielen dargestellte und 33 neue Tugenden stellt Gattermann in des Nürnberger Meisters Werken fest. Der höchste Schatz der guten Frau ist ihre Ehre. Ihre Keuschheit und eheliche Treue zu bewahren, ehrbar und schamhaft zu sein, ihrem Manne anzuhangen in Liebe und gläubigem Vertrauen, ist ihr vornehmstes Lebensziel. Sie lebt in Gottesfurcht, ist dankbar für alle Gaben des Himmels, ist wahrhaftig, aufrichtig und offen. Im Leiden ist sie geduldig, im Unglück mutig. Den unhäuslichen Mann sucht sie sich durch Güte zurückzugewinnen. Freundlich tritt sie ihm entgegen, voller Herzlichkeit sorgt sie für sein Wohlergehen und umgibt ihn mit zärtlicher Liebe. Als Hausfrau offenbart sie die schon oben hervorgehobene Tugend des Gehorsams, aus der sich andere Vorzüge ergeben:

---

[1]) H. Gattermann, Die Frau im Fastnachtsspiel, Greifswalder Diss., Greifswald 1911.

[2]) Außerdem gelingt es seiner systematischen Anordnung der verschiedenen Belege für dieselbe Eigenschaft, das Typische und Schablonenhafte in der Charakteristik darzutun.

Verträglichkeit und Willigkeit, Bescheidenheit und Häuslichkeit. In ihrem Beruf als Gehülfin des Mannes helfen ihr intellektuelle Eigenschaften: Klugheit und Lebenserfahrung, List und Bedächtigkeit. Ihren guten Charakter äußert sie nicht nur ihrem Manne gegenüber. Hört sie von fremdem Unglück, ergreift tiefes Mitleid ihr Herz; sogleich ist sie bereit, Trost zu spenden und Hilfe zu gewähren. Barmherzigkeit und Freigebigkeit vereinigen sich, das Los der Leidenden zu verbessern. Da sie ein schwaches Geschöpf ist, so ist sie Stimmungen leicht unterworfen. Wehmut und Trauer, die sich bis zur Verzweiflung steigern, beherrschen sie oft; dagegen ist sie auch wieder heiter und hoffnungsfreudig. Erfüllt einmal die Sorge ihr Herz, so ist ihr ein andermal auch überschwengliche Freude nicht fremd.

An Schwächen der guten Frau finden wir Roheit der Gesinnung, die sich in wüsten Schimpfreden äußert, Bosheit, Spottsucht, Lust am Prügeln. Sie ist neugierig und geschwätzig, gehässig und unehrlich. Hört sie etwas Gutes von andern Menschen, so ist sie neidisch; voll Schadenfreude, wenn sie von Leiden des Nächsten erfährt. Sie ist oberflächlich und dumm, legt Wert auf Äußerlichkeiten, sie ist eitel. Spürt sie die Folgen ihrer Einfalt und Vertrauensseligkeit, so ist sie ungeduldig, übellaunig und trotzig.

Es zeugt für den Reichtum der Werke des Hans Sachs, daß sich zu den aufgezählten Eigenschaften kaum neues Material aus der übrigen Literatur des Jahrhunderts beibringen läßt. Doch wird die Mannigfaltigkeit in der Differenzierung des Charakters der dargestellten Frau noch bei weitem übertroffen bei der Charakterisierung der schlechten Frau.

Brietzmann hat die dichterische Behandlung des übelwîp-Motivs in der Literatur des Mittelalters verfolgt. Als charakteristisch für die Wandlung des Typus im 15. und 16. Jahrhundert nennt er das Sinken der gesellschaftlichen Stellung der bösen Frau in die Sphäre des Bauern- und niederen Bürgertums, das Streben, möglichst viele schlechte Eigenschaften einem und demselben übel wîp beizulegen; darunter

auch die mit der inneren Schlechtigkeit verbundene äußere Häßlichkeit. Ein neuer feststehender Typus wird geschaffen, „daz alte boese wîp", die Kupplerin.[1]) Daneben bildet sich der Typus des alten Hausdrachen aus, der dem jungen Gatten das Leben schwer macht. Bestehen bleibt wie in der älteren Zeit „Zweck und Ziel aller Bösartigkeit", das Hausregiment. Erreicht sie dieses, so wird sie zum „Sieman", ihr unglücklicher Gatte zum Pantoffelheld. Zahlreiche eheliche Kämpfe hat Brietzmann zusammengestellt und eine Reihe von Prügelratschlägen und -rezepten behandelt. Hat er das Wesentliche für die Stellung des übel wîp verarbeitet, so bietet für die Charakteristik im einzelnen Gattermanns Buch weit reicheres Material. Es bildet insofern eine Ergänzung des ersteren, als es die 63 Eigenschaften des bösen Weibes, die Sachs übernahm und die 60, die er neu hinzugefügt hat, zusammengestellt und so ein ganz außerordentlich farbenreiches Bild dieses in der Literatur des 16. Jahrhunderts einen so breiten Raum einnehmenden Typus bietet.

Die böse Frau ist gemein in Handlung, Ausdruck und Gesinnung, treibt Unzucht, Ehebruch und Kuppelei. Gegen ihren Mann ist sie roh, grausam und herzlos. Sie versucht, die Herrschaft im Hause an sich zu reißen, ist boshaft und zanksüchtig. Sie prahlt gern und lügt, ist rachsüchtig und eigensinnig. Für erwiesene Wohltaten weiß sie keinen Dank, bereichert sich auf unehrlichem Wege. Sie ist schwatzhaft und ißt und trinkt viel. Obgleich sie alt und häßlich ist, ist sie eitel, dabei geizig und unsauber. Sie versucht mit allen Mitteln die Neigung eines Mannes zu erringen, sie ist mannstoll. Ihren Haushalt vernachlässigt sie. Sie ist unehrlich und schreckt vor einem Meineid nicht zurück. Äußerlich fromm, weiß ihr Herz nichts von wahrem Christentum. Sie ist abergläubisch und treibt Hexenkünste und Zauberbeschwörungen. Dafür, daß sie in schlechtem Ruf steht, sucht sie sich, unterstützt durch Geld- und Ränkesucht, durch Ehrabschneidung

[1]) Siehe Seite 139 f.

und Wucher zu rächen. Sie ist ungehorsam, unduldsam, argwöhnisch und rücksichtslos. Während sie gern andere tadelt, ist sie selbst hochmütig und hoffärtig, frech und widerspenstig. Oft weigert sie sich, die eheliche Pflicht zu erfüllen. Ebensowenig erledigt sie ihre Aufgaben in der Hauswirtschaft. Sie ist liederlich und unzüchtig, verschwendet viel und macht Schulden. Statt freudig ihre Arbeit zu tun, macht sie sichs im Haus bequem, schläft oder schlemmt, ist aber trotzdem trotzig und mürrisch, oder sie läßt ihr Haus im Stich, um zu klatschen und zu kokettieren.

Bleibt das Wesen des übel wîp im ganzen 16. Jahrhundert dasselbe, so möchte ich doch noch auf eine Wandlung in der Darstellung der bösen Frau hinweisen. In dem von Brietzmann verarbeiteten Material handelt es sich immer um die böse Hausfrau. Er hat dargestellt, wie aus der Frau, die zunächst nur um die Herrschaft im Hause kämpft, allmählich das lüsterne Weib wird, das neben dem Gehorsam dem Gatten auch die Treue aufkündigt. Gerade diese Entwicklung geht im 16. Jahrhundert nun weiter und wir finden neue Typen des bösen Weibes, deren erstes Charakteristikum die Sehnsucht nach Befriedigung der Sinnlichkeit ist: die ungetreue Witwe und die Dirne. Dazu kommen noch zwei weitere: die Eigenschaft des übel wîp überträgt man auf diejenigen Frauen, die in der Zeit der religiösen Kämpfe den Haß der Protestanten erregen: auf Nonnen und Pfaffenkellnerinnen. Ich werde diese neuen Variierungen noch näher betrachten.

Ehe ich mich der Betrachtung der Frau als Mutter und als Witwe zuwende, die dem hier gewonnenen Bild manchen Zug hinzufügen wird, möchte ich noch auf die Stellung der Frau in den Autobiographien einen Blick werfen. Der oben erwähnten ehelichen Szene am Hofe des Herzogs von Liegnitz ist ein zweiter Bericht Schweinichens an die Seite zu stellen, der vielleicht noch krasser die gemeine Roheit im Empfinden gegenüber der Frau bloßlegt. Bei einem Wiedersehen zwischen dem Fürsten und seiner Gattin nach 2 ½ jähriger Trennung kommt es zu einem Streit zwischen beiden.

Denn trotz eindringlicher Bitten und Vorstellungen kann sich der Herzog nicht entschließen, mit seiner Frau das Schlafgemach zu teilen. Er hält seinem Junker gegenüber nicht mit dem Grund seiner Weigerung zurück, seine Frau ist nämlich unfähig, ihre eheliche Pflicht zu erfüllen.

Ein würdiger Standgenosse des schlesischen Fürsten ist der Herzog von Barnim, von dem Sastrow erzählt (Band II, S. 43). Er „suff sich zu Tode, das er sein Gemahl, so ein geborne Hertzogine zu Meckelnburg, vund jrer beiderseits Kinder in eusserster Armut vorließ". — In der Zimmerischen Chronik hören wir von guten Frauen, die, von ihren eifersüchtigen Gatten verdächtigt, rohe Gewalt erdulden müssen (I, S. 337 f.). — Welchen Frechheiten selbst hochgestellte Frauen ausgesetzt sind, vermögen wir einer anderen Schilderung Sastrows zu entnehmen. Bei einem Gastmahl lobt ein Hauptmann die Schönheit der Gattin eines Obersten, einer Frau aus altem, angesehenen Geschlecht und fragt sie, ob sie Kinder besitze. Als sie verneint, entgegnet er: „Wen jch sollich ein schones Weib hette, vertrauwete jch meinen Kräfften so viell, wolte vnsern Herrn Gott zu Hulff nemen; wolten woll Kinder mit einander gewinnen" (Band II, S. 97). Derselbe Chronist erzählt von der Tochter eines Kurfürsten, die nach dem Tode des ersten Gatten, eines Herzogs, einen Fürsten von Anhalt heiratet, aber bald „mit einem Valkenwenger Achter Landes lief" (Band I, S. 87).

Daneben fehlt es auch nicht an Zeugnissen für die Anerkennung der Frauenwürde. Schweinichen spricht stets mit Achtung von seinem „lieben Weibe" (S. 181), reist sofort heim, als ihm die Erkrankung seiner Frau gemeldet wird und ist von ehrlicher Trauer erfüllt, als sie stirbt. Diese Frau ist der Verehrung wert: noch im Sterben will sie das Beste ihres Mannes. Sie rät ihm, lieber wieder zu heiraten, als Unzucht zu treiben. — Schärtlin vermerkt ausdrücklich seine Heimkehr zur Familie: . . . „kam ich mit Glück ao. 1529 den 8ten May mit Freuden gen Schorndorf zu Weib vnd Kindern" (S. 27), und Götz von Berlichingen denkt, ehe er einen entscheidenden

Entschluß faßt, an seine Lieben: „. . . . gedacht ich, das ichs meines Weibs und Kinderhalb auch etwas thun musst" (S. 94). Von mancher guten Frau berichtet auch die Zimmerische Chronik. Hohes Lob wird der Gattin eines Edlen von Dorfelden gespendet, die ihrem schwer kranken Gemahl treu zur Seite steht, „das sie billich höchlich gelopt und desshalben ir gedechtnus andern zu ainem ebenbilde nit soll in vergeß gestellt werden." (II, S. 378).[1])

Wie die Ehe Felix Platters in herzlicher Liebe begründet ist, haben wir gesehen. Dasselbe gilt für die Sastrows; doch wird der Friede im Hause des nachmaligen Greifswalder Ratsherrn durch Nahrungssorgen bedroht. Als Sastrow nicht genug Brot schaffen kann, verzagt die Gattin und klagt ihre Mutter an: „Jr habt mich nicht beraden, sondern vorraden" (Bd. III S. 20 f.). Erst als es ihm gelingt, eine einträgliche Stellung zu erringen, läßt die Spannung nach. Uneingeschränktes Lob spendet Sastrow dagegen seiner Schwester, die er „eine treffliche, vorstendige, arbeitselige Haushalterinne" (Band I, S. 27) nennt. Aus hartem Holze muß eine Frau geschnitzt sein, die in diesen meist so unruhigen, kriegerischen Zeiten bestehen will. Zwei schöne Beispiele solcher Frauen finden sich in den Autobiographien. Götz von Berlichingens Frau erfüllt tapfer den Auftrag des gefangenen Gatten, seine Freunde zu verständigen und zur Hilfeleistung aufzufordern (S. 63 f.). Sastrow berichtet von einer Frau, die schnell entschlossen einen ihre Ehre bedrohenden spanischen Soldaten durch einen Messerstich tötet (Band I, S. 241).

Endlich seien zwei Vertreterinnen des übel-wîp-Typs genannt, die auch bei Sastrow geschildert werden. Die Frau eines Arztes ist „ein creutzbos, karg, gifftiges Weib, gonnte jrem Herrn, dem Doctor, nit satt zu essen; hab mennigmal gesehen, wen der Herr drank, das sie jme den Becher vom Maule zog (Band I, S. 228). Ein furchtbares Schicksal bereitet

[1]) vgl. auch Zimmerische Chronik I, S. 337 f.; S. 523. II, S. 165; S. 444; S. 583 f. III. S. 476.

sich eine Frau, die durch Hoffart und Verschwendungssucht den Unwillen der ganzen Stadt erregt und die als Greisin in der letzten silbernen Schale, die ihr von ihrem Reichtum geblieben ist, an der Kirchtür Almosen sammeln muß.

V. Kapitel.

Die Mutter.

Bei dem weitgehenden Anteil der Mutter an der Erziehung der Kinder war es nicht zu umgehen, schon im 1. Kapitel manches die Frau als Mutter Charakterisierende zu erwähnen. Es wurde dabei auch das die Gepflogenheiten bei der Geburt Betreffende angeführt. Fassen wir den dort geführten Nachweis, daß Kinder als unzweifelhafte Voraussetzung wahren Lebensglückes gelten, ins Auge, so ergibt sich daraus unmittelbar, daß auch die Mütter eine besondere Stellung einnehmen. Dagegen gilt eine Frau, die unfähig ist zu gebären, als nutzloses Wesen. „Was sol ein fråw, die nicht gepirt? fragt Hans Sachs (F. u. S. III. V. 73). Um die innigen Beziehungen der Ehegatten zu illustrieren, zieht Fischart (Ehezuchtbüchlein 36) zum Vergleich das Verhältnis von Mutter und Kind heran:

Du bist jr Vater und jr Bruder,
Ja bist an statt der lieben Muter,
Wie nun ein Muter jr Kind bericht
Also auch du ein Ehfrau schlicht.

Aus Rücksicht auf die Mutter verzichtet Murner (Narrenbeschwörung 4, 121) darauf, sich weiter über die Verderbtheit der Frau auszulassen:

Ich wolt dir yetz gern sagen mere,
Wen ich nit schont wyplicher ere,

Ouch wyplich brůsten eret dran,
Die ich ouch selbs gesogen han [1])

Der alte Eidgenosse im „Etter Heim“ ruft, als er die unsittliche Handlungsweise seiner Landsleute, welche in der Fremde Kriegsdienste tun und von ausländischen Fürsten Pensionen annehmen, brandmarkt, die Mütter als Kronzeugen auf:

3271. ouch d'muoter, die er hatt gesogen,
hett sy vermeint, das da ir son,
wider gott solt gnot han überckon,
gnon mieten, gaben, pencionen:
nit wurds' im dancken, darumb lonen.

Der Anerkennung der hohen Berufung der Mutter entspricht die mehrfach betonte zarte Rücksichtnahme während der Schwangerschaft. So plaidiert Dedekind für den Schutz des Weibes, das sich Mutter fühlt. Er verwarnt seine Grobianer, solche Frauen besonders sanft zu behandeln (1710 f.). Ein Beleg aus einer Autobiographie erzählt von einer schönen dieser Rücksicht entspringenden Sitte. In der Schweiz darf nach Thomas Platters Aufzeichnungen der Ehemann seine Frau während der Stunden, bevor das Kind zur Welt kommt, nicht verlassen. Er soll sehen, wie schwer sie leidet, und an diese schmerzensreichen Stunden seines Weibes in späteren Jahren denken:

„do by můßt ich sin, dan in Walleß můssen die menner by den wibren, in kindtz nôten sin, domit sy den hernach dester mer gedult mit den wibren heigin.“ Eine Szene aus einem Schweizer Drama läßt es als möglich erscheinen, daß dies Mitgefühl mit der jungen Mutter zurückzuführen ist auf den Einfluß der katholischen Kirche. Sie erwirkt durch das Gebot, der Mann dürfe erst, nachdem die Frau den ersten

[1]) cf. Fischart, Ehzuchtbüchlein 74, 17. — Ein mehrfach verwandtes Motiv, vgl. schon Seb. Brant, Narrenschiff, Faksimileausgabe von Franz Schultz, Straßburg 1913, S. LV:

Eyn iedermann billich soll
Allen frauwen reden wol
Dann mancher frauwen übel redt
Der weiß nit was syn muoter thet.

Kirchgang seit der Geburt des Kindes unternommen habe, wieder geschlechtlich mit ihr verkehren, wenigstens eine gewisse Ruhepause in der Erfüllung der ehelichen Pflicht für die junge Mutter. Im „Ablaßkrämer“ Niclaus Manuels erzählt ein Bauer, er habe Ablaß gekauft

98 drum, daß ich mich zů mim wib hab gleit,
Do sie in der kindbette fierzig tag was gelegen,
Und eb mir's der kilchherz erloubt mit sim ussegen.

Der „Aussegen“ ist der Segen, den die Wöchnerin bei ihrem ersten Ausgang nach dem Wochenbett in der Kirche empfängt. Daß auch den Wiedertäufern eine schwangere Frau als unberührbar gilt, wurde bereits festgestellt.[1]) Ebenso wurde schon erwähnt, daß Luther in dieser Frage nicht auf derselben ethischen Höhe steht. Dem Standpunkt, dem nach Befriedigung des Triebes verlangenden Mann müsse die Frau nach Gottes Gebot auch während der Schwangerschaft zu Willen sein, entspricht die Mahnung an die Frau in der „Predigt vom Ehestand“ (Werke Band XVII, I. Abtlg. S. 12 f.), sie solle die Schmerzen des Kindbettes gern tragen und bereit sein, für das Kind zu sterben; denn auch das ist Gottes Gebot: „Darumb soll man die Weiber in kindesnôten vormanen, das sie jren müglichen vleis alda beweisen, das ist jr höchste krafft und macht dran strecken, daß das Kind genese, ob sie gleich darüber sterben. Heißt doch das Wort Gottes, durch Kinderzeugen sollen sie selig werden“ (1. Thim. 2. 14). In Luthers Spuren geht Hans Sachs. Er ermahnt die Frauen, die sich Mutter fühlen, vorsichtig zu sein und sich vor körperlichen und seelischen Erschütterungen zu hüten, erwähnt jedoch nur den Schaden, den das Kind erleiden könne, von der Mutter spricht er nicht (F. u. S. II, 290):

125. .... ein schwanger Weib
Hab fleissig acht auf jren leib,
Daß sie nicht so fürwitz und gech
Ein jeglich ding lauff vnd besech,
Vorauß was grewlich schröcklich ist,
Darfür enthalt sich alle frist,

[1]) cf. S. 92 Anmerkung 1.

Daß nicht im Leib die Frucht hernach
Schaden oder ungstalt enpfach,
Wie dem täglich dergleich geschicht.

Während man so bemüht ist, eine schwangere Frau vor Gefahren zu schützen, berichtet der 97. Schwank von Montanus. „Anderm Theyl der Gartengesellschaft", wie Roheit in Verbindung mit Aberglauben verhängnisvoll für eine werdende Mutter werden kann. Hier verkauft ein Bauer seine vor der Niederkunft stehende Gattin an einen Juden, der sie töten will, um aus dem neugeborenen Kinde Zaubermittel zu machen. [1])

Wir wenden uns der Charakterisierung der Mutter zu. Daß die Frau an der Erziehung hervorragenden Anteil hat, wurde eingehend dargelegt. Es erübrigt sich noch einige typische Bilder zusammenzustellen.

Wenn wir die zahlreichen in der Literatur des 16. Jahrhunderts geschilderten Mütter betrachten, so lassen sich in der Hauptsache drei Typen unterscheiden: die gute Mutter, die treu für das Wohl ihrer Kinder sorgt; die kurzsichtige Mutter, die aus falscher Liebe ihre Nachkommen verdirbt: endlich eine Variierung des übel-wîp-Motivs, die ihre Kinder um eigenen Vorteils wegen vernachlässigende, rohe Mutter.

Der erste Typ ist besonders häufig im Drama vertreten. Eine Mutter, die freudig alles einsetzt zum Besten ihrer Kinder, finden wir in Rudolph Manuels „Weinspiel". Sie muß es erleben, daß trotz ihrer treuen, schweren Arbeit ihre Kinder hungern und in Lumpen gehen müssen:

2752. .....das wil mir aber s hertz zerryssen,
Wenn eins ein bissen ab wil byssen,
So bülends alle wie die hund,
Zerends einandren uß dem schlund.

Damit nicht genug, muß sie sogar für das Leben ihrer Kinder fürchten, wenn der Mann betrunken nach Hause kommt. Kein Wunder, wenn sie zuletzt an der Zukunft verzweifelt,

[1]) cf. Anmerkung zu dem Schwank, wo die Verbreitung dieses Motivs und auch der ihm zugrunde liegende Aberglaube verfolgt wird.

des Lebens überdrüssig wird und trotz der Liebe zu ihren Kindern sich mit dem Gedanken vertraut macht, freiwillig den Tod zu suchen:

2741. . . . . So wird ich mich noch selb erhenken,
Damit ich komm der marter ab,
Die ich jetz lang zytt glitten hab.

Noch eine treue Mutter stellt der Dichter in diesem Schauspiel auf die Bühne. Es ist eine Frau, die, als der betrunken heimkehrende Gatte sie mit Schlägen aus dem Hause jagt, nur an die Gefahr denkt, in der die Kinder schweben, die dem Trunkenbold wehrlos ausgeliefert sind.[1]) Besonders schwer trifft es natürlich eine Mutter, wenn sie sich von ihrem Kinde trennen muß, und in diesen Abschiedsszenen offenbart sich das mütterliche Herz am schönsten. Den bewegten Abschied von Mutter und Kind schildert Wickram in seinem „Verlorenen Sohn". Die Mutter erinnert ihren nach der Fremde verlangenden Sohn an all die Sorge, die er seinen Eltern gemacht hat. Immer wieder versucht sie es, durch beschwörende Worte seinen Entschluß wankend zu machen. Herzzerreißend ist der Abschied Susannas von ihren Kindern in der Bearbeitung dieses Motivs von Heinrich Julius von Braunschweig. Das bitterliche Weinen der Kleinen „geht ihr so tief wie ein Pfeil oder Schwert ins Herz". Gefaßter stellt Rebhun seine Susanna dar. Sie empfiehlt ihre Kinder der Gnade Gottes:

63. Kumt her, jr lieben kindlein, zu mein henden
und laßt mich euch umbfahen für mein ende;
der liebe Gott der wöll sich eur erbarmen
Und euch im selber fürn in seinen armen,
Dieweil es im nicht gefellt, das ich fort mere
Auf erden hie euch leiten soll und meren.

Im moralisierenden Fastnachtsspiele wird der Mutter die Rolle der zum Guten Mahnenden zugeteilt. So nimmt im 56. Fastnachtsspiele die Mutter die Partei des Schwiegersohnes.

Die Tochter will „weiblich scham, zucht und Ehr" (348) aufgeben, weil sie ihres alten Mannes überdrüssig ist. Ver-

[1]) cf. Vers 1649, zitiert S. 23.

gebens versucht die Mutter, sie von dem Gedanken abzubringen, mit dem Domherrn eine „Bulerey“ anzufangen. Nur dazu wird sie durch die Vorstellungen der Mutter bewogen, durch dreimaliges Reizen ihres Mannes zu erproben, wie weit dieser sich von seinem Zorn hinreißen läßt. Die Mutter dagegen hofft, der Schwiegersohn werde seine Frau für ihre Schlechtigkeit züchtigen und so zur Vernunft bringen.

246. Ich hoff, er werd jrs nicht vertragen,
Sie werd geblewt von jrem Mann
Dass sie deß Pfaffen thu mûssig gahn.

„Auffällig ist in diesem Spiel die aufrichtig ernste Betonung des Begriffs der weiblichen Ehre. Dieser hat hier in dem Benehmen der Mutter, in ihren beständigen Warnungen einen Inhalt, der ganz zu dem sonst üblichen moralischen Schluß der moralischen Fastnachtsspiele paßt“.[1])

Denselben Typ vertritt die Mutter in dem „Gesprech der mutter mit irer tochter von irem ayden“ (Werke IV, S. 356 f.) von Hans Sachs. Die junge Frau erzählt, vor der Hochzeit sei ihr Gatte gut, fleißig und freundlich gewesen, jetzt aber sei er faul und fluche den ganzen Tag oder trinke gar. Die Mutter steht auf seiten des Schwiegersohnes und redet zum Guten:

Geduld, leyd, uberhör und schweig!
Dich auf das freundlichst im erzeyg!
Als denn hast du die rechten kunst,
Dein man zu fahen und zu binden.

Neben diesen Müttern, die sich ihrer Pflicht bewußt sind, steht ein weit verbreiteter Typ, die Frau, die in törichter Nachsicht ihren Blick dem für ihr Kind wirklich Notwendigen verschließt und dadurch sich selbst um die Früchte ihrer Erziehung bringt. Eine Vertreterin dieser Art ist die Brautmutter in Probsts „Von zwaierlei Ellttern“, die einsam lebt und ihre ganze Hoffnung in die Tochter setzt. Sie ist erfüllt von dem sehnsüchtigen Wunsch, ihr Kind möglichst gut zu verheiraten,

[1]) W. Berger, Das Ehebruchsmotiv im ältern deutschen Drama, Würzburger Diss., Heppenheim 1912, S. 75.

und als ein Bewerber kommt, übergibt sie diesem die Tochter mit liebevollen Ratschlägen. Aber sie hat einen verhängnisvollen Fehler gemacht; denn der jungen Frau fehlt so gut wie alles für ihren neuen schweren Beruf, sagt die Mutter doch selbst:

104. Sy kan nicht leiden regen, wint,
Dann sy ist ganntz zubtiller art.
So hab ichs auch erzogen gart.
Drumb kans nicht grose arbeit than.

Die Folge ihrer falschen Nachsichtigkeit ist, daß sie von ihrem Kinde vergessen wird:

222. Ich hab all mein trost auff sy gesetzt.
Itzt lest sy mich in angst und not,

und daß sie es nach Jahren arm und elend zurückkehren sehen muß.

Tendenziös betont wird das Motiv törichter mütterlicher Nachsicht in Wickrams „Knabenspiegel“,[1]) wo sich der Dichter scharf gegen Erzieher wendet, die dem Lehrer sein Amt durch ihr Dazwischentreten erschweren: „so meynt der gůt mann das kind zu straffen. . . . Die kummen dann mit grossem grimm und zorn zů dem schůlmeister, verweyssen im schandtlich, ... nemmendt beyweilen die kinder wider auss der schůl. (S. 13, 1. f.) Von der kurzsichtigen Frau zu sprechen, die aus kleinlichen Gründen ihre Nachkommen zu bewegen sucht, ins Kloster zu gehen, wird sich noch Gelegenheit bieten.

Wir wenden uns den bösen Müttern zu, den Frauen, die ihre schlechten Charaktereigenschaften nicht nur dem Manne, sondern auch dem Kinde gegenüber offenbaren. Mehrfach bearbeitet ist der Stoff vom Knaben Lucius, Papirius Cursor, der gestattete, die Unsitte, vor den Kindern Dinge zu besprechen, die für ihre Ohren nicht taugen, an den Pranger zu stellen. Im Mittelpunkt von Sachs' 73. Fastnachtsspiel, das dies Motiv behandelt, steht eine solche schlechte Mutter, die, um ihre Neugierde zu befriedigen, mit rohen Schimpf- und Drohreden

[1]) cf. Fauth, Wickrams Romantechnik S. 27.

ihren Sohn zwingt, etwas zu sagen, über das Stillschweigen zu bewahren er verpflichtet ist.[1])

Im Fastnachtsspiel begegnet uns auch eine besondere Abart des bösen Weibes als Mutter, ein Typ, der zusammenfällt mit dem später zu besprechenden Typ der Kupplerin. Ein Beispiel ist die „kuplet schwieger" in Sachs' 74. Fastnachtsspiel. Der alte Kaufmann vertraut seiner Schwiegermutter vollkommen; denn es ist ihrer Verschlagenheit gelungen, ihn von ihrem guten Willen für das Beste seines Hauses zu überzeugen. Aber kaum ist er fortgegangen, da taucht auch schon der Liebhaber der jungen Frau auf, von Mutter und Tochter gleich freundlich begrüßt.

Endlich erwähne ich die böse Stiefmutter. Sie finden wir in der Bearbeitung des alten Märchenmotivs von der Stiefmutter, die das Kind aussetzt, bei Montanus und in einer Fabel des Burkard Waldis, in der der Dichter das Schicksal der unglücklichen Kinder, die unter der Obhut einer zweiten Mutter stehen, beklagt (Esop. 4, 70):

40. Wenn schon der Mann auffrichtig ist,
Liebt sein Kindt wie sein fleisch vnd blut,
Wirbt vnd schafft denselben zu gut.
Doch han, die nicht recht Můtter sein,
Desselben schmerzt vnd grosse pein,
Und kônnen sich darin nit zwingen,
Oder solchs vbers hertze bringen,
Das sie jren frommen stiefkindern,
Die sie doch an jr ehr nit hindern,
Guts theten und stets gůnstig wern;
Gelangt offt zu jren eygen ehrn.
57. Drumb man auch in dem sprichwort spricht
Wenn man vnartig Kinder sicht,
Die zrissen hergehn vnd verhudelt
Vnzbůrst, vngwaschen und besudelt,
Es sey ein Megdlein oder Knab,
Sagt man, das ein stieffmutter hab.

[1]) Derselbe Typ findet sich in Probsts „baurenheirat" und im 1. und 5. Sterzinger Spiel.

[2]) Ander teyl der Gartengesellschaft 5.

Eine Anklage gegen den schlechten Einfluß von Stief- und Schwiegermüttern erhebt Fischart im „Ehezuchtbüchlein“:

26, 17. Daher kompt die Vneinigkait,
Die also weit nun ist beschait,
Das man ganz Lider darvon dicht
Von alter Schwiger Pelz vnd geschicht.

Wie die übrige Literatur bieten auch die Autobiographien eine Reihe sympathischer Bilder guter Mütter: daneben aber fehlen auch hier Beispiele schlechter Mütter nicht.

Die Verehrung, welche ein einfacher Bauer für seine Mutter empfindet, wird durch ein Erlebnis Thomas Platters auf seiner Fahrt durch Bayern in helles Licht gerückt. Der junge Schüler kommt mit seinen Kameraden in ein Dorf in der Nähe von Nürnberg und bettelt. Ein Bauer hört, daß es Schweizer sind, die um Almosen bitten, lädt sie sogleich in sein Haus und erweist ihnen freigebig Gastfreundschaft. Dann führt er ein altes Mütterlein zu ihnen mit den Worten: „mûtter, ich han offt von dir gehört, du weltest gâren vor dim todt ein Schwitzer sächen, do sichst ettlich, dan dier zlieb han ich sy geladen“ (S. 24). Das umgekehrte Verhältnis von Mutter und Kindern besteht in Sastrows Familie. Die Schwiegermutter des Greifswalder Ratsherrn lebt im Hause seines Schwagers, wo sie „grossen Vntrost von jrem sturren, vnfreundlichen Sone und seiner Frawen, meiner Schwester, hette“ (III. S. 141).

Schweinichen berichtet von einer Herzogin von Holstein, die während der Schwangerschaft die Gewißheit erhält, daß sie, um das Leben des Kindes zu retten, sterben müsse. Heldenmütig erträgt sie drei Tage lang die furchtbarsten Qualen, läßt vor ihrem Ende noch die Dienerschaft an ihr Lager rufen und ermahnt sie zur Treue gegen ihren Herrn (S. 413). Von einer tapferen Mutter erzählt auch Sastrow. Diese verlangt, als sie pestkrank darniederliegt, von ihren um sie weinenden Kindern gottergebene Gefaßtheit. Sie ruft ihnen zu: „Was weinet ihr? Betet viel lieber, das Gott mihr meine Peine gnediglich wolle kurtzen“ (I, S. 26).

Die Mutter Sastrows befähigen schöne Gaben des Gemüts

zur Erzieherin. Der Sohn lobt an ihr, sie sei „freundlich, kurtzweilig, ohne Hoffart, reinlich, hauslich vnnd bis in jre letztes Stundlein junk“ (I, S. 21). Voll zärtlicher Liebe pflegt sie den von langer Reise krank heimkehrenden Sohn: „Ich war so steiff, als ein abgerittenes Pferd; mein Mutter lies mihr die Wochen zweimall ein Batt machen; batedę mir die Schinckell vnnd schmirte mihr die Schenen selber mit weißer Venedischer Seife, das mir also die Glieder an Schinckelln wieder zu rechte kamen (S. 434, I).

Ist eine Mutter durch den Tod des Gatten gezwungen, allein die Geschäfte ihres Hauses zu führen und die Erziehung ihrer Kinder zu übernehmen, so vermag sich am besten die Bedeutung ihrer Persönlichkeit zu offenbaren. Thomas Platter und Sastrow geben gute Beispiele dafür.[1])

Doch auch die Kehrseite des Bildes wird, wie oben erwähnt, in den Memoirenwerken beleuchtet. Eine Mutter, die, ohne die Gefühle ihrer Tochter zu beachten, nur darauf ausgeht, diese zu verheiraten, zeichnet Schweinichen (S, 47 f.). Wie sehr auch im 16. Jahrhundert die Angst vor einer Stiefmutter das Kinderherz erzittern macht, geht aus der Erzählung Felix Platters von den bangen Stunden, die er und seine Schwester während einer lebensgefährlichen Krankheit der Mutter durchmachen, hervor: „was mir und meiner schwester seer angst, besorgten uns allzeit einer stiefmůter, die uns ůbel wurde halten, wie sy (die Mutter) uns sagt (S. 159). Über eine böse Schwiegermutter klagt eine junge Witwe, bei der Sastrow einmal um Obdach bittet. Wie berechtigt ihre Klagen sind, „was sie so ein schwer Lebendt bey jres seligen Mans muter hette“, erkennt Sastrow an der Art, wie das „alt bös Weib“ ihm entgegentritt: „gab sturre, harte Antwurt, solten ziehen, wo wir wolten, sie wolte uns nicht beherbergen“ (II. S. 602 f.).

[1]) cf. S. 128.

VI. Kapitel.

Die Witwe.

Drei Typen von Witwen lassen sich in der Literatur des 16. Jahrhunderts unterscheiden: die gute Witwe, die dem Mann die Treue übers Grab hinaus hält; die untreue Witwe, deren Bestreben es ist, recht bald wieder einen Mann zu bekommen; die arme Witwe, deren Hilflosigkeit von schlechten Menschen ausgenützt wird.

Die Literatur des 16. Jahrhunderts bietet wenige Beispiele von Witwen, denen die Erinnerung an ihr verlorenes Glück auf längere Zeit die Begründung einer neuen Ehe verbietet.

Von einer treuen Witwe berichtet Schumann in „Christoph von Mümpelgard und Veronika von England“ (Nachtbüchlein 22). Die Heldin benutzt die Schätze, die sie bei der Flucht aus dem Vaterhause mitgenommen hat, um ein Kloster zu bauen und weiht es dem Gedächtnis des verschollenen Geliebten.

In gleich treuer Liebe hängt Wendelgard (in der gleichnamigen Dichtung Frischlins) an dem nach ihrer Überzeugung schon vier Jahre toten Gemahl. Sie lebt zurückgezogen in einem Kloster und sucht Trost im Gebet. Der allgemeinen Bewunderung über ihre vorbildliche Treue gibt der Bischof Ausdruck:

S. 21. Ein solche Fraw ist Ehren werd,
Vnd vber alles Gold auff Erd,
Die auch jhrs todten Mans gedenckt,
Und den in kein vergessen senckt.
Wie viel seind deren hin vnd wider,
Da noch nit kalt des todten Glider,
Sie nach eim annern Heurat trachten,
Vnd den Ehestand sogar ring achten.
Ihr wird aber gemeinlich der Lohn,
Daß sie bald gerahten in Spott vnd Hohn.

Es ist interessant zu konstatieren, daß nach den Schlußversen das Gefühl der Menschen des 16. Jahrhunderts sich gegen die schnelle Wiederverheiratung sträubt, daß man empfindet, wie wenig würdig eine solche Handlungsweise ist. Doch müssen derartige Fälle häufig gewesen sein. Das beweisen die vielen Anklagen gegen die Treulosigkeit der Witwen, wenn es auch erklärlich ist, daß die Literatur, die so reich an Bearbeitungen des Motivs von der bösen Frau ist, sich auch das durch die ganze Weltliteratur gehende Motiv der treulosen Witwe nicht entgehen läßt.[1])

Schnell haben diese treulosen Witwen den Gatten vergessen. Sobald das Grab geschlossen und das Läuten der Totenglocken verhallt ist, regt sich bei der einsam gewordenen Frau die Sehnsucht nach einem andern Mann:

Verstorbner leut gedechtniß bleibt,
Darzů undanck und furwitz treibt,
Bey vieln, so lang die glocken klingen,
Die priester oder schüler singen.
Kirchhof, Wendunmuth 349.

Wohl trägt die Witwe Trauergewänder, aber die Trauer wird nur äußerlich zur Schau getragen:

Ein langes klaid,
Treget ein weib vnd kurzes laid.
Sachs, F. u. S. V. 662.

Typische Beispiele treuloser Witwen finden wir in Sachs' 40. Fastnachtsspiel „Der Parteckensack" und in Burkard Waldis' Fabel II 45.

Im ersten trauert Rosimunde um den vor kurzem gestorbenen Gatten. Doch ist es weniger der Verlust des guten, frommen Mannes, den sie beweint, als vielmehr das einsame Leben der Wittib, das sie traurig stimmt. Gleich nimmt sie daher die Gelegenheit wahr, eine neue Ehe eingehen zu können. Juckherr Engelhardt kann sie zwar, da er seinem Herrn noch

---

[1]) cf. Grisebach, Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur, Berlin 1886, S. 2.

3 Jahre verpflichtet ist, nicht gleich heiraten, doch hofft er, daß ihm „zu theyl jhr Leib in Bulschafftweiss“ (17, 80) werde. Die einfältige Frau versteht ihn nicht:

138. Doch hat er gemelt gar kein Eh,
Noch kein heyratn, als ich versteh,
Vnd wolt doch bey mir schlaffen heint,
Ich weiss doch gar nicht, wie ers meynt.

Aber sie ist zu sehr geblendet von der Aussicht, einen neuen Liebhaber zu besitzen, als daß sie dem Gefühl des Zweifels nachgeben könnte und verabredet ein nächtliches Stelldichein. Der Juckherr kann zur angegebenen Zeit nicht kommen, da sein Herr gerade von einer Reise zurückkehrt. Zufällig erscheint ein Bacchant, der stillschweigend seine Rolle übernimmt. Erst am Morgen merkt die lüsterne Witwe, daß sie hintergangen worden ist, und ergeht sich in wüsten Schimpfreden, wobei sie mit unbeschreiblicher Roheit von dem Schäferstündchen spricht (372 f.).

In der obengenannten Fabel des Burkard Waldis weist die ihren sterbenden Mann beweinende Gattin empört ihren Vater zurück, als er sie mit der Aussicht auf eine zweite Ehe zu trösten versucht. Doch kaum hat der Mann die Augen für immer geschlossen, als sie sich nach dem Bewerber erkundigt.[1]) Der Dichter fügt hinzu, oft habe er gesehen, wie schnell trotz Jahrzehnte langer Gemeinschaft das Gefühl für den Toten bei der Witwe ersterbe.[2]) Wie man eine neue Tasche kaufe, wenn die alte entzwei sei, so sehne sich die Frau nach einem Ersatz für den verlorenen Gatten. Er schließt

---

[1]) Quelle Abstemius 14 ap. New. 540. De Muliere virum morientem flente et Patre eum consolante.

[2]) Interessant ist die Frage, wie sich Männer zu dem Problem der Wiederverheiratung stellen. Schweinichens erste Frau stirbt am 15. IV. — „Den 22. Juli hat mich Herr Kreischwitz zu Gaste gehabt, allda ich was Liebe zu seiner Tochter genommen“. Am 27. X. heiratet er diese (S. 531 f.). Thomas Platters erste Frau stirbt am 20. II. „im selben iar hernach uff den 24. tag aprilis hat ich hochzyt mit miner andren frowen“ (S. 114).

mit der Hyperbel, die Tochter antworte der Mutter, die am Charfreitag frage, ob sie wieder heiraten wolle:

60. Vor diesen Ostern nit!
Er hat mirs hertz also besessen,
Das ichs nit han so baldt vergessen.

Als eine sehr merkwürdige Umbildung der Novelle von der treulosen Witwe bezeichnet Griesebach[1]) die 348. Geschichte von Kirchhofs Wendumuth I. Hier wird von einer Witwe erzählt, die sich als Ersatz für ihren verstorbenen Mann dessen Holzbildnis anfertigen läßt. Die Magd muß diesen „hölzernen Johannes“ an jedem Abend ihrer Herrin ins Bett legen. Mit diesem Ersatz behilft sie sich so lange, bis die Magd in Abwesenheit der Witwe statt der Puppe ihren Bruder in das Bett legt, den die Frau dann heiratet.[2]) Ist es in den bisher erwähnten Belegen die Sucht nach Befriedigung der Sinnlichkeit, die die Frau treibt, eine neue Ehe zu begründen, so lehren viele andere, daß die Witwe die bittere Not bewegt, sich aufs neue zu binden.

Die arme verkümmerte Frau, die zu früh des Gatten beraubt ist und allein mit ihren schwachen Kräften für die Ernährung und Erziehung ihrer Kinder Sorge tragen muß, ist ein gern gezeichnetes Charakterbild. Es sind im besonderen lehrhaft moralisierende Werke, in denen durch das Beispiel dieser bedrückten Frauen christliche Nächstenliebe gelehrt werden soll. So finden wir in Frischlins „Ruth“ (S. 89) die Klage:

Hilff Gott, wie ists ein Ellend ding,
Wie seind die wittwen so gering,
Geblagt, gemartertt vber die Maassen,
Vnd schier von yedermann verlassen.

Unendlich traurig ist vielfach das Los der plötzlich verlassen dastehenden Frauen, denen der Ernährer und Berater fehlt. Die Witwe ist zwar nicht mehr rechtlos wie in früheren

---

[1]) a. a. O. S. 111 f.

[2]) Diese Variante ist wahrscheinlich der mündlichen Überlieferung entnommen.

Jahrhunderten,[1]) aber nur eine starke, geschäftskundige Frau kann ihren Kindern den Vater ersetzen und empfindet es nicht so sehr, daß sie den Gatten entbehren muß:

Die Frau wird wol zum kasten sehen,
Vertreten ir gerechtigkeit,
Das die kinder auch sind erfreut.
Rollenhagen, Froschmeuseler I. Buch II, Tl. XIV 230.

Wehe aber, wenn die Witwe unfähig ist, ihre Geschäfte selbst zu ordnen und kein guter Freund ihr mit Rat und Tat zur Seite steht, wenn schlechte Verwandte und unbarmherzige Gläubiger an ihre Tür pochen und ihr die „gerechtigkeit", die Berechtigung hinsichtlich des Eingebrachten, streitig machen und Schulden einfordern. Der Staat tut wenig zu ihren Gunsten:

Wittwen, weisen schirmpt man nit,

klagt Etter Heini.[2]) Der einzelne verschließt sich auch gern solchen Ungelegenheiten bringenden Klagen:

Wer will ein jeden Bettler speisen?
Wenn man die Waisen thet auffhenken:
Vnd die Armen Wittwen ertrenken:
So hett man ruh für jhnen zwar.
Spangenberg, Mammons Sold 230.

Da bietet sich hartherzigen und unehrlichen Menschen Gelegenheit, sich auf Kosten der Witwe zu bereichern.

In meinen haus ist nichts denn armutei.
. . . . . Bedenk mein not!
Do mir mein mann abgieng durch tot,
gar nichts er mir verliess nach im,
klein war unser soldung und gwin,
Die zwen söne vnd schulden vil!

so fleht die Witwe in Lienhart Kulmans „Spil von der Witfrau" den Gläubiger an, der ihr den Besitz rauben und ihre beiden Söhne zu Leibeigenen machen will.[3]) Auch der

---

[1]) Weinhold II, S. 34 f. und Schultz, Höfisches Leben I, S. 141 f.
[2]) Jacob Ruff, Etter Heini 617.
[3]) Goedeke — Tittmann, Schauspiele des 16. Jahrhunderts I. Akt, 173, 139—143.

Witwe Olympia in Rebhuns „Susanna“ droht ein ähnlich trauriges Schicksal:

(II. Akt 169). All mein narung ist gestanden
auf dem kleinen ackerlande;
so ir mirs nu tut entwenden,
weiss ich mich mit meinen henden
und mein kinder nicht zu neren.

Vergebens versucht „die Armut“ in Spangenbergs „Mammons Sold“ zu ihrem Recht zu kommen. Sie hat in guten Verhältnissen gelebt und hat viel Geld ausstehen, aber die Richter helfen ihr nicht. So kann sie nicht gegen die Schuldner vorgehen und kommt um ihre ganze Habe.

Was Gläubiger und Verwandte nicht rauben, das versuchen gar die Geistlichen an sich zu reißen. So bekennt der Priester in Manuels „Totentanz“:

19 Ich frass der armen witwen hus.

Die Folge all dieser Bedrängnisse ist dann völlige Verarmung. In das Haus einer unglücklichen Witwe läßt uns Wickram in seinem „Knabenspiegel“ blicken. Hier erzählt der Schüler seiner Mutter von den traurigen Verhältnissen der Witwe, bei der er wohnt:

194 sie hat selb nit zů låben.
Sie gibt mir weder kalt noch warm,
Sie ist als arm, das gott erbarm.

Wenn nun eine solche Frau aus ihrer unglücklichen Lage sich durch das Eingehen einer neuen Ehe befreien will, so kann sie durch diese Heirat doch in neue Not geraten. Wie leicht kann der neue Gatte ihr mehr schwere Stunden bringen, als ihr in der Einsamkeit des Witwentums beschieden gewesen wären. Sachs vertritt sogar einmal die Ansicht (F. u. S. III. 73), daß eine Witwe, die die Wahl zwischen mehreren Bewerbern habe, unbedingt

29 erwischet
ein drescher, der ir gelt verthuet.

Auch in den Autobiographien hören wir von der Schwere der

Aufgabe, die einer verwitweten Frau wartet. Sastrow (I, S. 57) betont das mit den Worten:

„Das meine Mutter in jrer Tugendt ohne Haupt bei jren vier kleinen vnerzogenen Kindern haußzuhalten mit schwermütigen, traurigen Gedancken beladen gewesen, hatt man leichtlich zu ermessen". Schweinichen notiert einmal, er habe einer Witwe Beistand geleistet in einem Erbstreit mit ihren Kindern (S. 328). Eine Witwe, wie Rollenhagen sie in der zitierten Stelle des „Froschmeuseler" charakterisiert, ist Thomas Platters Mutter, und mit warmen Worten schildert er ihre tapfere, unverzagte Arbeit für das Wohl ihrer Kinder (S. 33):

„Sy ein dapfer manlich wib was, aber ruch. dan als jren ouch der dritt man starb, bleib sy ein witwen, datt alle arbeit wie ein man, das sy die letsten kind by dem man überkummen dester bass mechte erziechen".

VII. Kapitel.

Weibliche Dienstboten.

Die Mägde stehen unter der Aufsicht der Frauen. Sie werden wie in früherer Zeit[1]) zu Lichtmesse gemietet.[2]) Die von Schultz mitgeteilte Sitte, daß sie ihre Herrin auf den Markt oder bei sonstigen Ausgängen begleiten,[3]) scheint im 16. Jahrhundert nicht mehr zu bestehen; denn oft genug schickt der Herr die Magd aus, die säumige Hausfrau heimzuholen.

---

[1]) cf. Schultz, Deutsches Leben S. 198 f.

[2]) cf. Sachs F. u. S. V, 800, wo der Knecht

32. . . . nam vrloff vnd drolt aus vberm hoffe,
Wan es war eben gleich lichtmes."

[3]) cf. Schultz, Deutsches Leben S. 197.

Zu den Obliegenheiten der weiblichen Dienstboten gehören alle Arbeiten im Haushalt und in der Landwirtschaft. Ihr Lohn ist recht gering. Häufig hören wir Klagen über körperliche Überanstrengung und geringe Bezahlung. Dazu vergällt ihnen ihre soziale Stellung und die Abhängigkeit von den Launen der Herrschaft das Leben. Die „Klag dreyer hausmaid vber ir herschaft" (Sachs, F. u. S. V 800) gibt dieser Stimmung beredten Ausdruck. Die Magd des Handwerkers will heiraten, da der verachtete Beruf, der ihr bei häufiger Überanstrengung neben geringer Vergütung nur Undank und grobe Schimpfreden einbringt, ihr nicht mehr behagt. Die Magd des Bürgers leidet unter den Schikanen der vielen Familienmitglieder, denen allen sie es recht machen soll und die ihr kaum die Zeit lassen, am Sonntag sich Ruhe zu gönnen und ihre Kleider instand zu setzen. Besonders schwer aber hat es die Bauernmagd, die außer bei der Hausarbeit noch auf dem Felde helfen muß und dafür nicht einmal kräftiges Essen, sondern nur Milch und Brei erhält. Valentin Schumann rät, Rücksicht zu nehmen auf die Dienerschaft und nicht jähzornig zu eines Gunsten zu entscheiden, sondern zu überlegen und nachzuforschen, auf welcher Seite die Schuld liege, wenn einmal etwas versehen sei im Haushalt (Nachtbüchlein 9). Das traurige Dasein der Dienstboten geht auch aus Reformvorschlägen hervor, wie sie Günzburg (Schriften I, 127) macht. Er fordert, man solle die „eehalten" nicht schlagen, den Lohn bar auszahlen und sie zwei Monate lang pflegen, wenn sie krank seien.

Nachdem wir so einiges von der sozialen Lage der Dienstboten erfahren haben, verfolgen wir ihre Charakterisierung. Wir haben gute und schlechte Mägde zu unterscheiden. In den moralisierenden Werken werden gute Mägde gezeichnet, die die Hausfrau in ihrem vielseitigen Amt treu unterstützen. Was das 16. Jahrhundert von einer braven Dienerin verlangt, können wir der breiten „Beschreibung einer frommen Magd" von Ringwaldt entnehmen. Sie ist fleißig und arbeitet willig, ist sauber und ordentlich, geht mit fröhlichem Gesicht im Hause umher und trägt Klatsch weder hinein noch hinaus:

Ein fromme Magd von gutem Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Keller weiss,
Zu ihrem und der Frauen Preis . .
Geht still in ihrer Arbeit her
Ist treu und eines keuschen Muths
Und thut den Kindern alles Guts.[1])

Solche Treu und Redlichkeit übende Mägde begegnen uns mehrfach. Die lehrhaften Dramen, die die Darstellung eines schönen Familienlebens zum Vorwurf haben, bieten auch Mägdeszenen, mit denen die Verfasser sicherlich didaktische Zwecke verfolgen; der Herrschaft wollen sie den Wert guter Dienstboten vor Augen führen, die Mägde auf ihre Pflicht hinweisen. Die Joel in Wickrams „Tobias" verhilft ihrem Herrn zum Entkommen, als die Häscher nach ihm suchen, und ist von Herzen froh, als die Rettung gelingt:

1494. Jetzundt ist all mein trawren auss,
So ich bin in meins herren hauss
Und im kein leydt nit ist geschehen.

Die in demselben Schauspiel auftretende Bersabea setzt ihrer faulen Kameradin klar und ruhig auseinander, was die Herrschaft von einer Magd verlangen könne: treue fleißige Arbeit und ein frohes Gesicht, daneben vor allem auch Sauberkeit:

4074. Denkst nit, man gibt uns drumb den lohn,
Das wir nit sollen müssig gohn?
Ist etwas müssig z gohn im hauss,
Die fraw kans selb wol richten auss.

Auch die beiden Mägde in Birks „Susanna" sind um das Wohl und Wehe ihrer Herrschaft treu besorgt:

125. üwer befelch zu aller frist
Vns allzyt angelegen ist,

so versichert die eine, und die andere fügt hinzu:

127. Jo frouw, mir ist anglegen meer
Vwer dienst, üwer sitten und üwer eer,
Dann ich wöllte sümsälig sin.

---

[1]) Ich zitiere nach dem Büchlein von H. von Fallersleben, Ringwaldt, Breslau 1833.

Häufiger allerdings sind die Beispiele fauler, ungehorsamer, schmutziger Mägde, meist in Häusern, wo die Hausfrau selbst ihre Pflichten vernachlässigt oder einen unsittlichen Lebenswandel führt. Man könnte vielleicht auch die böse Magd als einen besondern Typ des übel-wîp ansehen. Es ist charakteristisch, daß die böse Frau häufig im Besitz einer bösen Magd ist. In Peter Probsts „von zweyen mendern" finden wir Klagen über die schlechten Eigenschaften der Dienstboten; aber die hier gezeichnete Magd folgt nur dem Beispiel ihrer Herrin, die ihren Mann und ihr Kind vernachlässigt und, statt auf dem Markt einzukaufen, mit ihrer Freundin klatscht. Oft genug werden die Mägde angehalten Unrecht zu tun, die Frau zu unterstützen bei der Hintergehung des Gatten und beim Verbergen alles dessen, was ihre Treulosigkeit verraten könnte. Ausdrücklich sagt die Magd in Sachs' 57. Fastnachtsspiel, sie habe ihre Schliche in ihrem früheren Dienst bei einer Burgherrin gelernt, die es gerade so trieb wie ihre neue Herrin.

Ist die Hausfrau unfähig, so geschieht es wohl, daß die Magd die Herrschaft an sich reißt. Vor diesem ungesunden Verhältnis warnt Burkard Waldis (Esop I, 13):

51. Vorwar glaub mir, es steht nicht fein,
Wo der Knecht vbern Herrn will sein,
Die Magd die Frau verâchtlich helt.

Ringwaldt stellt seiner Beschreibung einer frommen Magd die einer bösen gegenüber:

Eine bôse Magd voll arger List
Verschlafen, faul und fressig ist,
Geht schlaufen, will gar nirgend fort,
Und schweigt den Frauen nicht ein Wort.
Darzu zerbricht auch dieser Russl,
Viel Lôffel, Tiegel, Tôpf und Schûssl,
Geht naschen und frisst gerne Fett
Und leuget alles was sie redt.

Immer sind es dieselben Eigenschaften, über die die Schriftsteller klagen. Hans Sachs besonders weiß den schweren Schaden, den schlechtes Gesinde für das Haus bedeutet, zu schildern (F. u. S. II, 287):

154. Mit solchem faulen, losen geschlecht
Ist sein Hauss versehen so wacker,
Als der mit Fůechssen fuhr gen Acher

Er wirft den Mägden vor, sie seien unlustig zur Arbeit und undankbar für genossene Wohltaten, unsauber und ungehorsam, frech und klatschsüchtig, naschhaft, unehrlich und untreu. Im „Kampffgesprech zwischen einer frawen vnd ihrer hausmeit" (F. u. S. I, 16) hören wir von einer Magd, die den Zorn ihrer Herrin durch ihr Naschen erregt hat. Sie entschuldigt sich damit, daß sie nicht genug zu essen bekäme. Immer hitziger wird der Streit. Die Magd ist der Frau ebenbürtig an Zungenfertigkeit, und als diese ihr unsittlichen Lebenswandel vorwirft, beschuldigt die Magd sie des Ehebruchs, und eine wüste Prügelei ist die Folge. Daß derartige Szenen nicht gar so selten sind, erkennen wir aus einem andern Schwank, in dem der Dichter von einer ähnlichen Auseinandersetzung zwischen Frau und Magd erzählt und ausdrücklich bemerkt (F. u. S. V. 619):

62. So gehts noch zu in manchem haus
Das jar durchaus
Das maid vnd fraw
Gleich wie zwo saw
Stets grein, gronen vnd zürnen.

Der Überblick über die Darstellung der bösen Magd zeigt, daß sie durchaus der bösen Frau gleicht. Das gilt auch für das Geschlechtsleben der schlechten Dienerin. Auch die Magd wird zum Mittelpunkt einer ganzen Reihe von zotenhaften Schwänken. Ich gebe nur ein Beispiel, die nach volkstümlicher Überlieferung von Montanus im „andern theyl der Gartengesellschaft (61) erzählte Geschichte von einem Bauern und seinem Sohn, die beide Unzucht mit ihrer Magd treiben. Als sie schwanger wird, bringen sie den Knecht dazu, sie zu beschlafen, überraschen die beiden während des Akts und zwingen den Knecht mit Hilfe des Gerichts, das Mädchen zu heiraten.[1])

[1]) Schwänke ähnlichen Inhalts sind: Frey, Gartengesellschaft 89 (nach Adelphus, Margarita facetiarum 1508 de amatore quodam); Montanus, Ander theyl der Gartengesellschaft 12 und 61; Wickram, Rollwagenbüchlein 4 (alle drei nach mündlicher Überlieferung).

Eine besondere Stelle nehmen die humorvollen Schwänke ein, die die zahlreichen Schwächen der Mägde verarbeiten, jedoch ohne die erotische Seite hervorzukehren. Ich erinnere an die lustige Geschichte von der „Pawren Gred“ (Sachs, F. u. S. II, 245), die in die Stadt wandert, um Milch zu verkaufen. Über das Träumen von den schönen Dingen, die sie sich für den Erlös erstehen will, läßt sie die Sorge um die Milch außer acht. Endlich schläft sie ein, stößt im Schlafe die Milch um und zerstört damit auch die Möglichkeit, die Träume zu verwirklichen.[1]) Von einer andern schläfrigen Magd erzählt Montanus[2]) (Wegkürzer 18). Diese will die Füße baden. Ihr gerät aber statt der Wanne mit Wasser ein Gefäß mit warmem, flüssigem Fett in die Hände. Beim Baden schläft sie ein. Am andern Morgen finden die Knechte sie in ihrer eigenartigen Lage und geben sie, da sie die Füße aus dem inzwischen erkalteten und hart gewordenen Fett nicht befreien kann, der öffentlichen Lächerlichkeit preis. Derb drastisch ist der Bericht von dem Streich einer Bauernmagd in Wickrams „Rollwagenbüchlein“ (185). In ihrer Wut über die rohen Plünderungen der Soldaten „hofiert sie einen grossen haufen . . . . in einen hafen“, bedeckt die Exkremente kunstgerecht mit Honig und stellt das Gefäß so auf, daß die beutehungrigen Söldner es sicher finden.

VIII. Kapitel.

Dirnen.

Bereits bei der Betrachtung der Geschlechtsleidenschaft wurde darauf hingewiesen, welch großen Raum die Betätigung

---

[1]) Nach Pauli, Schimpf und Ernst 520, wo ein persönliches Erlebnis geschildert wird.

[2]) Quelle wahrscheinlich die mündliche Überlieferung, cf. Bolte in der Einleitung der Ausgabe von Montanus S. XVI.

sündiger Liebe bei den Menschen des 16. Jahrhunderts einnimmt. Daß unter diesen Umständen käufliche Dirnen, von deren häufigem Auftreten in früherer Zeit Weinhold (II, S. 19) und Schultz (Höfisches Leben I, S. 589) berichten, auch jetzt noch außerordentlich zahlreich sind, ist erklärlich. In der Literatur sind sie häufiger vertreten im Fastnachtsspiel, im Drama und in den Schwänken. Der Landsknecht mit seiner Hure sind traditionelle Figuren im Fastnachtsspiel. Hier wie in den Schwänken begnügen sich die Verfasser damit, in der Art der Schilderung des übel wîp eine von geschlechtlichen Obszönitäten wimmelnde Darstellung zu geben. Eine Ausnahme bildet eine Geschichte Paulis, in der sich eine Zwischenbemerkung findet, die für unseren Zweck wertvoll ist.

Anders im Drama. Es ist kein Zufall, wenn gerade die Schweizer Werke sich eingehender mit der Zeichnung von Dirnen beschäftigen. Durch sein massenhaftes Auftreten scheint das Dirnentum sich zu einer Landplage ausgewachsen zu haben, und bei dem alle Schäden und Mängel des Lebens in seinen Gesichtskreis ziehenden, polemischen Charakter dieser Literatur ist es verständlich, wenn das Schicksal der Huren häufiger der Betrachtung unterzogen wird. Ich möchte noch betonen, daß die Schriftsteller die Dirnen besonders liebevoll zeichnen. Haben wir bei den Hauptpersonen eine gewisse Eintönigkeit der Charakteristik zu konstatieren, so stellen die Huren, die doch stets nur Nebenfiguren sind, verhältnismäßig weit durchgeführte Charaktere dar, und die wenigen Werke, die ich herangezogen habe, ermöglichen einen klaren Einblick in Entwicklung, Leben und Wesen dieser unglücklichen Geschöpfe.

Unter den Dirnen müssen wir unterscheiden zwischen solchen, die aus Freude an Vagabundenleben und Abenteuern ihr schädliches Gewerbe ausüben, und anderen, die aus Unerfahrenheit oder Leichtsinn der Verführung zum Opfer fallen. Wie eine Schilderung aus jüngster Zeit mutet die Erzählung der Hure in Hans Rudolf Manuels „Weinspiel“ an, und wie die anderen Huren diesem Bericht zustimmen, so könnte auch heute noch manche Dirne sprechen:

3066. Es ist mir grad gangen wie dir!

2941. Als ich zum ersten mal anfieng,
Fullt mich ein junger gsell voll wyn,
Der dozmal dient bym meister myn,
Das ich nüt von mir selb me wußt,
Er halset mich vnd fründlich kußt,
Er bat mich drumb vnd nit nachließ,
Bis das ichs jm vff dletst verhieß.

Die Hausfrau erfährt von ihrem sittenlosen Lebenswandel und weist ihr die Tür. Vergebens versucht sie, eine andere Stellung zu erhalten. Überall wird sie, da ihre ehemalige Herrschaft den Grund der Kündigung im Dorfe bekannt gemacht hat, abgewiesen. Von Hunger getrieben setzt sie ihr Hurenleben fort, geht zu jedem Tanz, verkauft ihre Liebe und verpraßt das Erworbene. Noch einmal bietet sich ihr Gelegenheit, ein neues Leben anzufangen. Ein armer, aber guter und häuslicher Mann heiratet sie. Aber sie ist schon nicht mehr fähig, sich an einfache, geordnete Verhältnisse zu gewöhnen. Als nun der Mann sie durch körperliche Züchtigung zur Arbeit zwingen will, rafft sie zusammen, was sie an Geld und Geldeswert erreichen kann und entflieht, um ihr Leben als Dirne wieder aufzunehmen.

Ähnlich ist das Schicksal der Magd in Spangenbergs „Glückswechsel". Sie hat sich einem Bauern hingegeben, der sie heiraten wollte. Als er das Eheversprechen nicht einhält, folgt sie den Lockungen von Agnesli, der „Metze" eines Landsknechts (1011 f.).

Zu diesen infolge eines jugendlichen Fehltritts Gefallenen gesellt sich eine weit größere Zahl, die die geile Lust, die Gier nach tierischer Befriedigung der Sinne auf die Straße getrieben hat. Meist sind es verheiratete Frauen, die, wie die oben genannte Agnesli, ihrem Manne die Ehe schon gebrochen haben, ehe sie dem Drängen eines Buhlers folgen und mit ihm ziehen. Doch auch halbwüchsige Mädchen werden durch Genußsucht und Sinnlichkeit auf die Bahn des Lasters getrieben. Im 13. Sterzinger Spiel droht die zwölfjährige Tochter ihrem Vater, sie wolle zur Dirne werden, wenn er ihr keinen Mann gäbe:

476. Also will ich dier emphliechen
Vnd mit aim puebn im land vmb ziehn.

Düster ist das Bild, das wir von Lebensweise und Charakter derer, die Schicksal oder eigener Wille zur Prostituierten gemacht hat, gewinnen. Pauli unterscheidet in „Schimpf und Ernst“ (218) drei Arten von Buhlern: solche, die keine eigene Metze haben, sondern geschlechtlich verkehren, wo sich ihnen Gelegenheit bietet, in einem Frauenhaus oder außerhalb; solche, die eine eigene Dirne besitzen, aber nicht zusammen mit ihr wohnen, endlich solche, die mit ihrer Hure wie mit einer Ehefrau die Wohnung teilen. Wir können daraus schließen, daß es im 16. Jahrhundert genau wie heute „geheime Prostitution“ und „kasernierte Bordelle“ (sog. Frauenhäuser), „feste Verhältnisse“ und „wilde Ehen“[1]) gab. Groß war auch die Zahl der den Landsknechtsheeren folgenden Dirnen, der „Kriegerhuren“. Endlich sind noch die in Wirtshäusern angestellten Dirnen zu erwähnen, die für Unterhaltung und geschlechtliche Befriedigung der Gäste sorgen. Ein derartiges Gasthaus, das einem Bordell nicht unähnlich ist, finden wir im „Weinspiel“.

Allen Huren sind gemeinsam Habgier verbunden mit Geschicklichkeit, den Männern das Geld zu entlocken, dazu Trunksucht, Freude an rohen Schimpfreden und Prügeleien, Undankbarkeit und Untreue. Sie geben sich dem hin, der ihnen am meisten bietet.[2]) Sie gehen darauf aus, den Mann, der sich um ihre Gunst bewirbt, um seine gesamte Barschaft zu betrügen.[3]) In den Stücken vom „Verlorenen Sohn“[4]) reizen die Dirnen die Sinnlichkeit des Jünglings, machen ihn betrunken

[1]) Über die Häufigkeit wilder Ehe klagt Luther in dem Aufsatz von Ehesachen, Werke XXX, 4. Abt., S. 198 f., wo er von einem Städtchen berichtet, in dem 32 Paare in wilder Ehe leben, während die Gemeinde kaum mehr als 32 Häuser zählt.

[2]) Wie öffentlich der unzüchtige Verkehr geschieht, beleuchtet eine von Sastrow (II, S. 34) beschriebene Szene aus dem Lagerleben.

[3]) cf. Sachs, 5. Fsp. 162. Ein Hur ist ein grundloses Meer, Die dir verschleckt leyb, gut und ehr, Die niemand nicht erfüllen kan.

[4]) cf. Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des XVI. Jahrhunderts. Innsbruck 1888.

und nehmen ihm im Rausch nicht nur sein Geld, sondern sogar seine Kleider. Ist das Opfer ausgeraubt, so wird es vom Zuhälter aus dem Hause geworfen. Die Habsucht der Huren illustriert auch die in der Schwankliteratur häufig wiederkehrende Erzählung von einer Dirne, die beim Abschied des gründlich gerupften Studenten betrübt ist. Nach dem Grund ihrer Traurigkeit gefragt, antwortet sie, sie bedaure, daß sie ihm nicht auch noch den Mantel — das einzige, was sie ihm gelassen hat — abgenommen habe. Eine gewiegte Schwindlerin ist die schon mehrfach erwähnte Agnesli, die den Pfaffen und Landsknecht an Schlauheit übertrumpft und dem Bauer sein Vermögen raubt.

635. Gelt muß nur da seyn jeder frist,
Dann Gelt bey mir die Lôsung ist,

so ruft sie aus. Trotz der großen Beute sind die Dirnen vielfach arm; denn sie leben nur für den Tag. Was sie durch ihren traurigen Beruf verdienen, das wird schnell in wüsten Gelagen durchgebracht. Trunksucht herrscht allgemein unter ihnen. Auf die Einladung, dem Landsknecht beim Vertrinken seines Soldes zu helfen, antwortet die Hure (Weinspiel 101):

Ich trinck wol so angstlich gern wyn.

Besonders in der Trunkenheit offenbart sich die Gemeinheit der Empfindung, die Lust an Schlechtigkeit, an Raufen und Schimpfen (Weinspiel 1495 f.). In Valentin Boltz' „Weltspiegel" tritt eine Hure auf, die mit ihrem Manne das Land durchzieht und durch Singen, Betteln, Stehlen und vor allem durch Unzucht ihren Erwerb findet. Die furchtbare Verworfenheit dieser Frau kennzeichnen diese Worte:

4557. Ich schlugs keim ab, derß nur dörfft wagen,
Minen man acht ich gen mir so klein;
. . . . . Drum hab ich gnom ein solchen man,
Den ich sûnst nit wett sechen an,
Nun daß er myn deckmantell syg.

Aus den beiden letzten Zeilen könnte man vielleicht schließen, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts — der „Weltspiegel" ist 1550 entstanden — in der Schweiz das Vagabundieren der

Dirnen verboten war. Im übrigen Deutschland besaßen sie, einschließlich der Insassen der Frauenhäuser,[1]) Freizügigkeit. Jene Dirne, deren Entwicklungsgang zu Anfang dieses Kapitels gezeichnet wurde, erzählt, daß sie, nachdem sie ihrem Manne entflohen war, zunächst ein Frauenhaus in Mainz aufsuchte, dieses jedoch wegen vieler Prügel bald wieder verließ und sich einem Landsknecht ergab.

Körperliche Mißhandlung ist vielfach der Grund, daß sich eine Dirne der Macht ihres Liebhabers entzieht und einen anderen Verehrer sucht. Mehrfach hören wir klagen über die Roheit der Buhler, die jedes Vergehen mit Züchtigung ahnden (Weinspiel 1494 und 3050 f.).

Gibt es nun keine Gelegenheit, diesem tief traurigen Schicksal zu entrinnen? Regt sich niemals in diesen Frauen die Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen und waren sie wie heute der menschlichen Gesellschaft verloren? Wir sahen bereits, wie sich ein Mann einer Dirne annahm und versuchte, sie dem Laster zu entreißen. Derartige Rettungen gefallener Frauen müssen nicht vereinzelt gewesen sein, warnt doch Hans Sachs ganz ernstlich vor einer Verbindung eines ehrenhaften Mannes mit einer Frau, die einst ihre Liebe verkauft hat. In den Bemühungen der Dirne, dem sittenlosen Lebenswandel zu entrinnen, sieht er nur den Versuch, sich der Sorgen um das tägliche Brot zu entledigen. Darum kann er nicht an das Glück einer solchen Ehe glauben (F. u. S. II, 281). Niclaus Manuel dagegen zeichnet in seiner „Elsli Tragdenknaben" einen Bauern, der zwar, als er sich vor die Frage gestellt sieht, eine Dirne zur Frau zu nehmen, zuerst schwankt, weil er an die Klatschsucht seiner Nachbarn gedenkt, dann aber schnell seine Ruhe wieder gewinnt. Vergangen soll sein, was vergangen ist. Voll Vertrauen will er Elsli heimführen und wie einst Christus sich der geretteten Sünderin freuen:

[1]) Über die Organisation der Frauenhäuser und ihre Unterdrückung im Laufe des Jahrhunderts unter dem Einfluß der Lutherischen Lehre und aus Furcht vor der Syphilis handelt Scheible, Kloster, 22. Zelle S. 454 f.; 24. Zelle S. 952 f. Stuttgart 1847.

916. Elsli, ich beger din zů der ee
Und wil dir din lebtag nimmerme
Verwissen, was vergangen ist.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen eigenartigen Brauch hinweisen, von dem wir aus einer Fabel von Hans Sachs erfahren (F. u. S. V, 828). Bat eine Dirne für einen zum Tode verurteilten Verbrecher und erklärte sich gleichzeitig bereit, ihn zu heiraten, so wurde er ihr gegeben. — Die Tatsache, daß hier der Verurteilte den Tod vorzieht, mag uns noch einmal das düstere Bild von Leben und Art der Dirnen vor Augen führen.

Was wird nun aus den Dirnen, die nicht infolge ihres üppigen Lebens oder infolge von Krankheiten frühzeitig zugrunde gehen und die keine Gelegenheit finden, zich zu verheiraten? Nicht selten suchen sie, wenn sie nicht in einen geistlichen Orden eintreten, einen Weg, ihr Brot zu verdienen, der ihrer Veranlagung besonders entspricht. Haben sie ihre Schönheit und damit ihre Anziehungskraft verloren, so wenden sie sich oft dem ebenso schmutzigen Gewerbe der Kuppelei zu. Ich schließe daher eine kurze Charakteristik dieses neuen Typus des bösen Weibes an, der besonders im Fastnachtsspiel eine große Rolle spielt.

Die Kupplerinnen sind alte, häßliche Weiber mit zahnlosem Mund und verwitterten Zügen, denen das Laster seine Spuren eingeprägt hat. Ihr Handeln und Empfinden ist das der Dirne. Gern erzählen sie von ihren Erlebnissen auf der Landstraße, von ihrem Herumtreiben und ihren zotigen Streichen, und freimütig gestehen sie die Gründe, die sie veranlaßt haben, dies Leben aufzugeben.[1]) Außer durch Kuppelei ziehen sie den Leuten durch das Vorgeben, sich auf Zauberkünste zu verstehen, das Geld aus der Tasche. Sie verlachen die Dummheit der Menschen, die ihren Hokuspokus glauben und ihre geheimen Künste für bare Münze nehmen. Für ihre niedrigen

[1]) cf. Manuel, Vom Pabst und seiner Priesterschaft, 589 f. Hans Sachs, 63. Fsp.

Dienste erhalten die Kupplerinnen bedeutende Belohnung. Die Kuppelei scheint ein einträgliches Geschäft gewesen zu sein, denn häufig erfahren wir, daß sie ihren Lebensunterhalt damit verdienen. Die Kupplerin in Sachs' 61. Fastnachtsspiel sagt, ihr Geschäft bringe ihr mehr ein als ehrbare Frauenarbeit:

Mit kuplerey wil ich mer gwinen,
Den dahaim mit meim wollen spinnen.

Meist sind es die Liebhaber, die die Dienste der Kupplerinnen in Anspruch nehmen, doch auch Frauen verschmähen diesen Weg, den Mann zu gewinnen, der ihre Leidenschaft erregt hat, nicht. Mit virtuoser Geschicklichkeit erledigt sich die Kupplerin ihrer Aufträge. Äußerlich ehrbar und vertrauenerweckend nähert sie sich dem Opfer mit ihren Verführungskünsten. Voll Arglist und Verschlagenheit weiß sie sich einzuschmeicheln, erzählt von einem Glück, das schöner sei als das der Ehe und zeigt den Weg dazu. Mit lüsternen Worten erregt sie die Sinnlichkeit. Was die Lockungen nicht vermögen, gelingt dem letzten Mittel, dem Hinweis auf materielle Vorteile, dem Versprechen von Geschenken an Geld und Schmuck. So arbeitet die Kupplerin nach Boltz' „Weltspiegel" (4271 f.), so gelingt es der Kupplerin im Sachs' 61. Fastnachtsspiel, eine in reiner, treuer Liebe an ihrem Manne hangenden Frau zum Ehebruch zu verleiten, so ist auch das Bild, das derselbe Dichter von diesen verderbten und Verderben bringenden Frauen in den „Fabeln und Schwänken" (IV, 334) entwirft, um vor ihnen zu warnen:

Hieraus so ler ein frůme fraw,
Das sie kainer schmaichlerin traw,
Die ir vil gůez vorsagen ist,
Zw fůeren sie von irem mist,
. . . . . Zw sachen, die sich nit gepůert,
Das sie verlier ir weiplich er,
Darfon die cůplerin sich ner.

IX. Kapitel.

Pfaffenkellnerinnen.

Eine Sonderstellung unter den öffentlich Unzucht treibenden Frauen nehmen seit Verkündigung des Cölibats die Pfaffenkellnerinnen ein.[1]) Es ist erklärlich, daß in der Zeit der großen religiösen Kämpfe, wo alle Schwächen der Gegner ans Licht gezogen werden, die Literatur auch die Maitressenwirtschaft des katholischen Clerus brandmarkt. Wie die Dirnen und Kupplerinnen bilden auch die Pfaffenmägde eine stehende Erscheinung. Natürlich müssen wir bei der Schilderung dieser Frauen in der Literatur im Auge behalten, daß es sich hier um tendenziös gefärbte Darstellungen handelt. Außerdem wurde das Motiv der Pfaffenkellnerin als Variierung des übel wîp schon erwähnt.[2]) Trotzdem die Autobiographien kein Beweismaterial liefern, können wir doch schon aus den oftmals wiederholten Klagen über die häuslichen Verhältnisse der katholischen Geistlichkeit den Schluß ziehen, daß tatsächlich große Mißstände in dieser Beziehung bestanden haben müssen.

Die „Pfaffenhuren" stehen dem Dirnentum, aus dem sie vielfach hervorgegangen sind, nicht nach an Roheit der Empfindung und Gemeinheit der Gesinnung. Gier nach Sinnenrausch und Geld charakterisiert sie wie andere feile Dirnen. Doch sind sie sparsam und sorgen für die Zukunft. Im „Glückswechsel" Spangenbergs erzählt ein Bauer von dem angenehmen Leben seiner Mutter, eines ehemaligen Pfaffenliebchens:

349. ..... Die Mutter hat kein not:
Man reicht jhr beydes Wein vnd Brot,
Weil sie nun eine lange Frist
Manch Priesters Köchin gewesen ist.

[1]) Preime, Die Frau in den altfranzösischen Fabliaux, Göttinger Diss., Kassel 1901, weist S. 66 f. auf die Schwierigkeiten hin, mit denen die Kirche bei der Durchführung des Cölibatgesetzes von 1074 zu kämpfen hatte.

[2]) cf. S. 109.

Hutten gibt im „Gespräch-Büchlein“ die Grundlinie für die Bestimmung des Wesens dieser Frauen. Meist ist die Liebe beim Pfaffen größer als bei seiner Maitresse. Ihr kommt es nur darauf an, ihr „gelust zu erfüllen“ (Böking IV. S. 111) und gleichzeitig ihren Leib so teuer wie möglich zu verkaufen. Daher kennt sie die Treue nicht. Ja, sie dingt sogar ein altes Weib, das ihr schöne und wohlhabende Jünglinge zuführen muß. Diese Kupplerin muß ihr auch helfen, das dem Pfaffen Gestohlene beiseite zu schaffen. Ihr Liebhaber steht dabei derartig unter ihrem Einfluß, daß er es nicht über sich gewinnt, sie davonzujagen: die Eifersucht quält ihn, und die Angst, sie möchte ihn verlassen, macht ihn zum Verbrecher.

Luther vertritt die Ansicht, daß mancher Pfarrer in wahrer Liebe an seiner Kellnerin hinge und sie gern heiraten würde (Werke VI. S. 481). In das Bild, das die Literatur von dem verheerenden Einfluß des Klerus auf die moralischen Anschauungen der Zeit zeichnet, paßt allerdings besser die leichtfertige Auffassung des Kaplans in Manuels „Vom Pabst und seiner Priesterschaft“, der sich gegen die Einführung der Ehe für die Geistlichen ausspricht:

336. Uf dass, so bald es uns gerüwe,
Dass eine wirt ungeschaffen, alt,
Oder uns sunst nit mer gewalt:
So schickend wir sie us dem hus.

Wie sehr das Verhältnis zum Pfaffen von der Hure als Geschäft angesehen wird, schildert Burkard Waldis Esop IV, 39[1]). Ein Pfarrer ist bei dem Bischof angeklagt wegen geschlechtlichen Verkehrs mit seiner Magd. Als er sich vor die Wahl gestellt sieht zwischen seinem Amt und seiner Metze, entscheidet er sich sofort. Er will seiner Kellnerin die Treue halten; aber sie verlacht ihn höhnisch:

77. Wißt jr nit, das kein Weib, schon, zart,
Vmb eins Manns willn kein Hure wardt?
..... Ich folg der Vicarien nach
Wo dieselb bleibt, da bleib ich auch.

[1]) Nach der mündlichen Überlieferung.

Meinungsverschiedenheiten haben oft Prügelszenen zur Folge, die denen der Bauern und Bürger an Roheit nichts nachgeben. Das können wir aus der scharfen Satire „Der papisten Handbüchlein“ [1]) entnehmen. Nirgend wird Stellung und Wesen der Konkubine in so helles Licht gesetzt wie hier, ich teile daher die markantesten Stellen mit:

„Wie sollen sich die geistlosen halten gegen die köchinnen? Er soll seiner hůren underthan sein, irer wol pflegen und fürstehn als seiner gehilfin, die im in allen schanden und bůberey hilft verzeren und umbbringen was er durch seinen gottes dienst und larvenwerk von fromen christen schindet und schabet.

Wann handelt ein geistloser Pfaff wieder seinen berůf? Wann er mit seiner hůren in fride lebt, nicht flůcht, schilt und alle tag sich krimmet und kratzet, rauft und sticht, daß mans übers dritte haus hört.

Wann handlen die pfaffen köchinnen wider iren berůf? Wan si iren geistlosen pfaffen getreu seind, si lieben und etwas erlichs beweisen, das haus versorgen, vorrat schaffen, fleißig arbeiten und nicht alle tag sich mit den pfaffen zů siben mal zanken und in den haren ligen und entweder das haus mit in keren und die stiegen herunder werfen“.

Welche Stellung nimmt nun die katholische Kirche gegenüber dieser aller Sitte Hohn sprechenden Verderbnis ein? Sah sie nicht die furchtbaren Folgen, die diese Zustände auf die den Geistlichen unterstellten Gemeinden notwendig haben mußten?

„Wär besser nit, ein priester stůnd
Des morgens auff, on alle sůnd
Von seinem weyb und tryb sein ampt
Dann das mans sicht so vnuorschampt,
Mit beflecktem leib, vnreinem synn,
Offt lauffen zů der kirchen hin?“

so fragt Ulrich von Hutten im „Gesprächbüchlein“ (Böcking IV, S. 144). Es vervollständigt nur das Bild, das wir von

[1]) Schade, Satyren und Pasquille XXIV.

der sittlichen Verkommenheit der Geistlichen überall in der Reformationsliteratur antreffen, wenn wir aus ihr auch entnehmen, wie die Kirche es nicht nur unterläßt, gegen das empörende Verhalten ihrer Beamten einzugreifen, sondern sogar Einkünfte aus dem Konkubinat bezieht. Zwar hören wir in Rollenhagens „Froschmeuseler“ von der Bestrafung eines Priesters wegen dieses Vergehens (1. Buch V), aber hier erhält der Geistliche die Strafe nur, weil er mit seiner Magd ein Kind gezeugt hat. Wir finden dort den ausdrücklichen Hinweis, es stehe

39. ..... im geistlichen recht beschrieben:
Ein concubin möcht einer lieben,
Und wer das tet und blieb dabei
Zu recht eins keuschen lebens sei,
Nur das er kein weib zur ehe nehm.

Den Grundsatz, was heimlich geschehe, brauche die Kirche nicht zu richten, vertritt auch Emser in seiner Schrift gegen Luther[1]) (S. 91).

Daß die Einkünfte aus dem Konkubinat der Geistlichen bedeutend sind, ersehen wir aus Manuels „Vom Papst und seiner Priesterschaft“, wo die „Pfaffen Mâtz“ darüber Klage führt, daß ihr Herr alljährlich an den Bischof 4 Gulden zahlen müsse, abgesehen von der jedesmaligen Abgabe bei der Geburt eines Kindes.

Es erübrigt sich noch, auf die aus der Gemeinschaft von „Pfaffenhuren und Hurenpfaffen“[2]) hervorgehenden Kinder einen Blick zu werfen. Sie gelten, da sie keiner legitimen Ehe entsprossen sind, als unehrlich; doch liegt es in der Macht der Kirche, diesen Makel von ihnen zu nehmen. So bittet in Burkard Waldis' Esop IV, 17[3]) ein Dorfpfaffe den Kardinal um diese Gunst für die acht Kinder, die er mit seiner Magd gezeugt hat. Halten wir uns den Charakter der Eltern

---

[1]) Luther und Emser, Streitschriften aus dem Jahre 1521.
[2]) Dies Wortspiel findet sich bei Günzburg, Schriften II S. 32.
[3]) Der volkstümlichen Überlieferung entnommen.

dieser Kinder und die häuslichen Verhältnisse, unter denen sie aufwachsen, vor Augen, so müssen wir wohl Fischarts im „Gargantua“ ausgesprochene pessimistische Ansicht zu der unsrigen machen, daß sich der Charakter der Eltern auf die Nachkommen vererbe.[1])

X. Kapitel.

Nonnen.

„Wüßt ich meine elter in der helle, vnd mocht sy mit ein Aue maria hårauß bâtten, ich wolt sy me hinein bâtten, das sie mich in diß ellend wasen gebracht haben, hetten sy mir kein edelman mögen geben zu eelichem gemahel, so hâtten sy mir doch ein pawren geben“.

Dieser furchtbare Fluch der Nonne in Günzburgs „Fünfzehn Bundsgenossen“ (Schriften I S. 24) läßt uns das traurige Schicksal mancher der hinter Klostermauern schmachtenden Frauen ahnen und gibt uns zugleich die Beweggründe, von denen sich adelige Familien leiten lassen, wenn sie ihre Töchter überreden oder gar zwingen, den Schleier zu nehmen. Der Ehrgeiz solcher „steinin muter“, der sie treibt zu verhindern, daß ihre Tochter die Frau eines ehrsamen Handwerkers oder Bauern wird, bringt das Kind um sein Glück (Günzburg I S. 25 f.)[2]). Wie zahlreich derartige Fälle gewesen sein müssen,

---

[1]) Gargantua S. 35.

[2]) cf. Dazu auch Murner, Narrenbeschwörung 39, 49:

Ist yetzundt ein edelman,
Der syn kindt nit vermâhelen kan,
Vnd hat kein gelt ir mit zu geben,
So muß sy clôsterlichen leben.

lehrt uns die Tatsache, daß die Verse der „Narrenbeschwörung“

39, 67. Die frowen clôster sindt yetz all
Gemeiner edel lüt spittal,

sprichwörtlich waren.

Rein weltliche Gründe, Kurzsichtigkeit und Mangel an Lebensmut, Furcht vor den Mühen und Sorgen des Lebens veranlassen auch die Bauern- und Bürgersfrauen, ihren Töchtern den Eintritt ins Kloster zu raten. Den Typ einer solchen Mutter finden wir in Niclaus Manuels „Barbali“. Für sie ist die Wahl des geistlichen Standes der einzige Weg zu einem ruhigen glücklichen Dasein. Sie glaubt, die Tochter könne, da sie erst elf Jahre alt sei, noch nicht übersehen, welch elendem Schicksal sie entgegengehe, wenn sie nicht in einen Orden eintrete. Als armes Mädchen fände sie nie eine gute Heiratsgelegenheit, höchstens ein Bettler werde um sie freien. Dann werde sie kümmerlich ihr Leben fristen. Ein Haus voller Kinder werde ihre Sorgen vermehren und das traurige Bild, wie sie es in ihrer Mutter Haus sehe, werde sich wiederholen. Werden die Vorstellungen und Beschwörungen der Mutter noch unterstützt durch den Beichtvater, so ist es nur zu schnell um Freiheit und Frieden des unerfahrenen Mädchens geschehen.

Denn nichts von dem, was man der Novize verspricht, findet sie im Kloster. Was man ihr gepriesen hat als Vorteil ihres neuen Standes, das wird für sie zur Quelle furchtbarster Leiden. Wohl treten die Sorgen des Alltags nicht an sie heran, aber nur zu bald empfindet sie, daß das Singen lateinischer Lieder, von denen sie nichts versteht, Gott so wenig wohlgefällig sein kann, wie das erzwungene, nicht aus innerer Überzeugung verrichtete Gebet und die nicht freiwillig übernommene Fastenzeit.[1]) Immer mehr muß sich ihr die

[1]) cf. Montanus, Ander Theyl der Gartengesellschaft 110, S. 417: Ist's aber nicht ein teuflisch verflůcht wesen, das sie in den speluncken in den clôstern sitzen, betten und lesen, und wissen und verstehn nicht, was sie betten oder lesen! — Ähnlich Barbali 1550 f.

Gewißheit aufdrängen, daß ein unnütz Leben ihr Los ist. So lebt sie ohne Hoffnung und ohne Zukunft dahin, und manche hat sich wohl gefragt, ob es nicht besser sei, diesem Dasein durch die Flucht in ein Frauenhaus oder auf die Landstraße ein Ende zu machen (Günzburg I S. 26). Wird dann der Friede ihres Innern noch am Tage durch gehässige Vorgesetzte — „Klosterneid ist on alle maß", sagt Günzburg — und die Nachtruhe durch sinnliche Träume gestört, so ist das Unglück der Nonne vollkommen. Die auf Äußerlichkeit gerichtete Klostererziehung und das allmählich aufdämmernde Bewußtsein von der Tragik ihres Lebens ersticken alles Gute und Edle in ihr, sodaß, wenn die Zeit der Geschlechtsreife kommt, sie nicht mehr die sittliche Kraft hat, ihre Reinheit zu bewahren. Das schlechte Beispiel der andern Nonnen bleibt auch nicht ohne Einfluß. Da ist der Augenblick gekommen, wo sie sich dem ersten besten Manne, der sich ihr nähert, ergibt. Damit aber ist größeren Sünden Tür und Tor geöffnet: Verhinderung der Empfängnis, Fruchtabtreibung, Kindesunterschiebung und Mord.[1])

Übergroß ist die Zahl der gefallenen Nonnen: „Ich finde ausser den clostern zehen verschnitten und keusche, da ich yn den clostern nicht eine finde", konstatiert Luther (Werke 19, S. 283 f.) und Montanus fügt der Erzählung von der Visitation eines Nonnenklosters, bei der sich ein als Nonne verkleideter Mönch durch eine Erektion verrät, hinzu: „Wenn ein solch closter zerstört würt, so findt man kinder beim dotzet.[2]) Alle Erzählungen, in deren Mittelpunkt eine Nonne steht, haben denselben Charakter und was wir bei den andern für das 16. Jahrhundert charakteristischen Variierungen des übel-wîp-Motivs festgestellt haben, ist auch hier zu sagen. Immer

---

[1]) cf. Günzburg I S. 25 und Murner, Narrenbeschwörung 39, 65 f.

[2]) Ähnlich Fischart, „Gargantua" S. 33, und Schade, Satyren und Pasquille III 3. Zu der Geschichte selbst vgl. S. 631 der Bolteschen Ausgabe, wo über die Verbreitung dieses viel verwandten Motivs referiert wird.

dreht es sich in diesen Geschichten um unlautere Geschlechtsbeziehungen.[1])

Es gilt auch für die Darstellung der Nonne, was für die der Pfaffenkellnerin gesagt wurde. Die traurigen Bilder des Klosterlebens, wie sie die Streitschriften der Anhänger Luthers geben, sind nicht als historische Quellen zu werten; aber die Häufigkeit, mit der die Not der Nonnen geschildert wird, zwingt uns doch, anzunehmen, daß viel Wahres in diesen Tendenzschriften enthalten ist. Daß sich aus der Erregung des religiösen Kampfes die neue Variierung des übel-wîp-Motivs, die böse Nonne, erklärt, wurde oben schon festgestellt.[2])

Mögen auch die Schriftsteller von der Heftigkeit des Kirchenstreits so sehr erregt worden sein, daß sie bei der Schilderung des Nonnenlebens die Farben zu grell gewählt haben, wie locker die Moral der Nonnen vielfach war, wieviel Verderbnis die hohen Klostermauern verbargen, dafür zeugt allein der Bericht Schweinichens über ein Gastmahl, das er im Nonnenkloster St. Maria bei Cöln gefeiert hat und das mit einer Orgie endigt (S. 108), und ein Erlebnis, das Sastrow erzählt. Nach seiner Darstellung machte man bei der Zerstörung eines Klosters einen traurigen Fund: „wie sie aber Keuscheit gehalten, ist daraus greifflich abzwnemmen, das man in Zerbrechung des Closters in den heimlichen Gemechern, auch sonst, Kinderkopffe, auch woll gantze Corperlein vorsteckt vnnd vorgraben befunden hatt“ (I, S. 52). Auch die Zimmerische Chronik berichtet von traurigen Zuständen in Frauenklöstern (I, S. 75 u. 330; III, S. 70 f. u. 75). Weiter muß die Tatsache dafür sprechen, daß auch der Mönch Murner diese Schäden aufdeckt.

Und doch dürfen wir nicht einseitig den Standpunkt einnehmen, daß alle Klöster des 16. Jahrhunderts „Hurenhäuser‘,

---

[1]) Ich nenne noch einige charakteristische Schwänke ähnlichen Inhalts: Sachs, F. u. S. IV, 469 (nach Pauli, Schimpf und Ernst, 65); F. u. S. V, 673 (nach mündlicher Überlieferung); Waldis, Esop IV, 33 (nach Agricola, 743).

[2]) cf. S. 109.

gewesen seien, wenn sie uns auch in der Literatur kaum einmal als Stätten reinen, tugendhaften Lebens begegnen. Einige Hinweise finden wir doch. Die edle Wendelgard z. B. in Frischlins gleichnamigem Schauspiel und die Veronika in Schumanns „Christoph von Mümpelgard und Veronika von England“ suchen Trost und Vergessen in der stillen Zurückgezogenheit eines Klosters.

Lebenslauf.

Ich, Rudolf Johannes Albert Schmidt, bin geboren am 3. Januar 1891 zu Hamburg als Sohn des Rechnungsführers der Oberschulbehörde Rudolf Schmidt nnd seiner Frau Wilhelmine, geb. Schölermann. Ostern 1910 erlangte ich das Reifezeugnis der Oberrealschule vor dem Holstentore zu Hamburg und studierte darauf Deutsch, Englisch und Geschichte auf den Universitäten München, Kiel und Straßburg. Meine Lehrer waren: Brentano, von der Leyen, Streitberg, Gehring, Holthausen, Kauffmann, Bäumker, Breßlau, Henning, Koeppel, Neumann, Franz Schultz, Spahn, Wiegand.

Im Sommer 1914 vollendete ich meine Dissertation und meldete mich zum Doktor- und Staatsexamen. Am Ablegen der mündlichen Prüfungen hinderte mich der Ausbruch des Krieges.

Am 1. August trat ich als Kriegsfreiwilliger beim Fuß-Artillerie-Regiment 10 ein, seit September 1914 stehe ich im Felde.

Ein kurzer Urlaub gestattete mir, am 1. August 1916 das Doktorexamen abzulegen; am 23. Februar 1917 bestand ich das philologische Staatsexamen.

Ich möchte es nicht unterlassen, auch an dieser Stelle Herrn Professor Franz Schultz für die Anregung zu dieser Arbeit, für das dauernde freundliche Interesse und besonders für die gütige Unterstützung bei Erledigung der Korrektur meinen ergebensten Dank auszusprechen.

Vor Verdun, im März 1917.

Rudolf Schmidt.